

Geisteswissenschaften

Harald Welzer

Die Verkürzung mentaler Bremswege

Volker Gerhardt

Die Einheit des Wissens

Michael Klein · Ernst-Theodor Rietschel

Schnittstellen zwischen Geistes- und Naturwissenschaften

Albrecht Koschorke

Über die angebliche Krise der Geisteswissenschaften

Peter Strohschneider

Freiraum für Geisteswissenschaften

Dirk Klose

„Berliner Klassik“

Editorial

Das Jahr der Geisteswissenschaften neigt sich seinem Ende zu. Wurde das Ziel erreicht, den Menschen ihre gesellschaftliche Bedeutung stärker ins Bewusstsein zu rufen? Ist es gelungen, die vielfältigen Bereiche geisteswissenschaftlicher Forschung und Lehre sowie die damit verbundenen beruflichen Möglichkeiten ins Blickfeld der Öffentlichkeit zu rücken? Werden die Geisteswissenschaften als „Wissenschaften unter Wissenschaften“ wahrgenommen oder doch in Abgrenzung zu den Naturwissenschaften, denen in den Jahren 2000 bis 2006 jeweils ein eigenes Jahr gewidmet worden war? Rangieren sie möglicherweise auch hinsichtlich der Erwartungen ökonomischen Nutzens und gesellschaftlicher Relevanz hinter diesen, denen beides nicht selten pauschal unterstellt wird?

Die in diesem Jahr geführten Diskussionen haben gezeigt, dass es heute nicht mehr darum gehen sollte, solche Unterschiede zwischen Geistes- und Naturwissenschaften hervorzuheben oder gar zu pflegen. Eine Trennung zwischen den „zwei Kulturen“ wird weder dem Charakter des Wissens noch dem der Wissenschaft gerecht. Die Grenzen zwischen den Wissenschaftsdisziplinen sind durchlässiger, Grenzüberschreitungen längst unverzichtbar geworden. Interdisziplinarität ist nicht nur in der Hirnforschung der Königsweg zu neuer Erkenntnis.

Im Zeitalter globaler Veränderungen muss die Rolle der Geisteswissenschaften noch genauer definiert werden. Mit Blick auf den Klimawandel käme es beispielsweise darauf an, gemeinsam mit den Naturwissenschaften über Strategien globaler Steuerung nachzudenken und darauf basierend nachdrückliche Forderungen an die Politik zu richten.

Katharina Belwe

Die Verkürzung mentaler Brems- wege als Aufgabe der Geistes- wissenschaften

Um mit der guten Nachricht zu beginnen: Auf den einschlägigen Podiumsdiskussionen, Vortragsveranstaltungen und Symposien, die aus Anlass des „Jahres der Geisteswissenschaften“ stattgefunden haben, ist weniger über die Krise und bedauernde Randlage der Geistes- und Kulturwissenschaften gejamert worden, als zu befürchten war. Stattdessen wurde über die Rolle gesprochen, die die Geistes- und Kulturwissenschaften im Zeitalter der Globalisierung finden müssen, und es wurde darüber gestritten, ob sie eine solche Rolle nun besser spielen können, wenn sie sich und ihre Ergebnisse verwertbarer und nützlicher machen, oder ob sie nur dann Relevanz haben können, wenn sie sich allen Verwertungszwängen entziehen und auf ihrer Nutzlosigkeit beharren.

Und es ging auch um die Empirie des Betriebs: um die *creative industries* und die Tätigkeit von Geisteswissenschaftlern außerhalb der Universitäten, über Orientierung und Verantwortung. Insofern waren die Debatten bunter und vielseitiger, als man erwarten durfte, und auch von Seiten der fördernden Institutionen bekamen die Geistes- und Kulturwissenschaften angenehmen Rückenwind. Mit dem Förderprogramm des Wissenschaftsministeriums ist für „Internationale Geisteswissenschaftliche Kollegs“ so viel Geld aus-

gelobt worden, dass sich erfolgreiche Antragsteller fragen können, wie sie den ganzen Segen wohl sinnvoll ausgeben sollen, und das Förderprogramm Pro Geisteswissenschaften, das gemeinsam von der Volkswagenstiftung, der Thyssen-Stiftung, der ZEIT-Stiftung und dem Stifterverband getragen wird, erlaubt ausgewählten Denkerinnen und Denkern endlich wieder eine Zeit des einsamen Forschens und des Verfassens dicker Bücher.

Und nun die schlechten Nachrichten: Ein vom Bundesministerium für Bildung und Forschung ausgeschriebener Expertisenwettbewerb zur Situation von Geisteswissenschaftlern eröffnete auch die Möglichkeit, Förderanträge zum Thema „Zukunft der Geisteswissenschaften“ zu stellen. Dieses Thema fanden gerade mal zwei junge Antragsteller interessant, und überhaupt litten die Veranstaltungen im Jahr der Geisteswissenschaften unter einer gerontokratischen Schieflage, die vielleicht nicht nur auf die veränderte Altersdemographie in Deutschland zurückzuführen ist, sondern auch darauf, dass weder die Formate noch die Themen, die Geistes- und Kulturwissenschaftler für öffentlichkeitswirksam halten, besonders zeitgenössisch sind. Es gehört ja zu den ungelösten Rätseln der Menschheit, wieso Podiumsdiskussionen, bei denen naturgemäß alle Teilnehmer aneinander vorbei reden, und dies in der Regel viel zu lange, immer noch das einzige Präsentationsformat darstellen, das Wissenschaftlern einfällt, die sich mit Medien, Sprache, Kultur, Geschichte und Öffentlichkeit beschäftigen. Die rühmliche Ausnahme bildete hier die Auftaktveranstaltung der Stadt Bremen zum „Jahr der Geisteswissenschaften“, die mit *slam poetry*, Wortakrobatik, Musik und einer phantastischen künstlerischen Inszenierung die Antithese zur Verziertsästhetik der meisten anderen Veranstaltungen lieferte – und tatsächlich ein Publikum anziehen konnte, unter dem sich sogar Studierende befanden. Gerade an diesem abweichenden Fall zeigt sich, dass die Geistes- und Kulturwissenschaften heute offenbar vor allem jener Klientel wenig zu bieten haben, um das es ihnen am meisten gehen müsste: ihrem eigenen Nachwuchs.

So ist der Befund einigermaßen paradox: Die Geistes- und Kulturwissenschaften genießen kräftigen gesellschaftlichen und institutionellen Rückenwind, erhöhte Aufmerk-

samkeit und verbesserte Förderung, scheinen aber nur noch für ein Publikum 50plus interessant oder gar aufregend zu sein; Jüngere werden nur ausnahmsweise oder gar nicht mehr erreicht. Das könnte daran liegen, dass hier immer noch das Selbstbild des gelehrten Abwägungsspezialisten gepflegt wird, das nicht mehr in eine Zeit rapide beschleunigter Veränderungsprozesse passt. Einfacher gesagt: Vielleicht wird für den Geschmack der jüngeren Gesellschaftsmitglieder in den Fächern zu wenig selbst gedacht, und das zu langsam.

So weigern sich die Vertreter von Fächern, die durchaus das Zeug dazu hätten, mit einer irritierenden Beharrlichkeit, ihren Blick auf soziale und politische Wandlungsprozesse zu richten, sich mit der Finanzierbarkeit des Wohlfahrtsstaates zu befassen, die kulturellen Ursachen wachsender Armut zu erforschen oder sich endlich Gedanken über den Klimawandel zu machen, der ja hinsichtlich seiner kulturellen Folgen keineswegs ein Problem darstellt, für das allein die Meteorologen zuständig wären. Statt sich mit anderen Disziplinen zusammenzutun, um gemeinsam über Strategien globaler Steuerung oder die Grundlagen systemischen Konfliktmanagements nachzudenken, haben sich die Geistes- und Kulturwissenschaftler in den vergangenen Jahren verstärkt in die Lösung von Detailproblemen vergraben, in mikrologische Begriffsanalysen und abseitige Editionsprojekte. Fleiß ist an die Stelle von Originalität getreten, philologische Kleinkrämerei hat intellektuelle Courage ersetzt, während man so eifersüchtig über sein geistiges Kleingeld wacht wie Onkel Dagobert über seine Taler.

In den Nischen ihrer Spezialisierung haben viele Geistes- und Kulturwissenschaftler verlernt, die wichtigen von den unwichtigen Dingen zu unterscheiden, wofür sie konsequenterweise mit Desinteresse abgestraft werden. Dabei ist es ja nicht so, dass der Selbstaufklärungsbedarf in globalisierten Zeiten geringer geworden wäre. Das Jahr der Geisteswissenschaften fällt zufällig mit dem Jahr zusammen, in dem schlagend deutlich geworden ist, dass die *global community* mit einem Problem konfrontiert ist, das die bekannten menschlichen Lebensformen grundsätzlich gefährden kann. Die Klimaerwärmung und ihre Folgen beschäftigen so unterschiedliche Gruppen wie Naturwissen-

schaftler, Sicherheitspolitiker, Deichbauingenieure, Zaunfabrikanten, Sicherheits- und Gewaltunternehmer und nicht zuletzt die Versicherungs- und Tourismuswirtschaft. Eine Gruppe scheint dieses Problem hingegen völlig kalt zu lassen – die Geistes- und Kulturwissenschaftler. Das nun spricht Bände darüber, was dadurch angerichtet worden ist, dass man die vergangenen zwei Jahrzehnte so wunderbar die Welt der Diskurse erkundet und darüber vergessen hat, dass es ohne Welt auch keine Diskurse gibt. Und es gibt Auskunft darüber, dass die spezialistische Esoterisierung der geisteswissenschaftlichen Fächer auch zu einem Mangel an Unterscheidungsvermögen geführt hat, welche Entwicklungen der Beachtung wert sind und welche nicht.

Der Klimawandel, um bei diesem Beispiel zu bleiben, wird zu einer Häufung sozialer Katastrophen führen, die temporäre oder dauerhafte Zustände oder Formationen von Gesellschaften hervorbringen werden, über die man nichts weiß, weil man sich bislang zu wenig dafür interessiert hat. Geistes- und Kulturwissenschaften sind normalitätsfixiert und katastrophenblind. Gerade an den sozialen Veränderungen, die sich gegenwärtig zeigen, vom Klimakrieg in Darfur bis zum Verlust der Überlebensräume von Inselstaaten, zeigt sich die verblüffende Körper- und Raumlosigkeit geistes- und kulturwissenschaftlicher Theorien in aller Deutlichkeit, und es ist höchste Zeit, dass diese Wissenschaften so modernisiert werden, dass sie aus der Welt der Diskurse und Systeme zurück zu den Strategien finden, mit denen soziale Wesen versuchen, ihr Dasein zu bewältigen. Damit wird ein beträchtlicher Teil der Menschheit in Zukunft immer mehr Schwierigkeiten haben: Denn zunehmende Wüstenbildungen, Bodenversalzungen und -erosionen schränken die Überlebenschancen in manchen Gebieten genauso ein wie die Übersäuerung der Ozeane, die Überfischung, die Vergiftung der Flüsse und das Verlanden von Seen.

All das sind schon von daher keine Naturkatastrophen, als die zugrunde liegenden Prozesse anthropogen sind, von Menschen gemacht. Und ihre Folgen sind in jedem Fall sozial. Sie bestehen in Konflikten zwischen jenen, die dieselben zu knappen Ressourcen nachfragen, die unbewohnbar gewordene Regionen verlassen müssen und dort zu siedeln

versuchen, wo andere schon sind. Aus der Völkermordforschung wissen wir, wie schnell die Lösung sozialer Fragen in radikale Definitionen und tödliche Handlungen übergehen kann, und so etwas abzuwenden, wird eine Probe darauf sein, ob Gesellschaften aus der Geschichte lernen können oder nicht.

Es ist vor dem Hintergrund solcher mit Händen zu greifender kultureller Folgen von Klima- und Umweltveränderungen frappierend, dass nahezu alle wissenschaftlichen Auseinandersetzungen mit den Phänomenen und Folgen des Klimawandels *naturwissenschaftliche* Studien, Modellrechnungen und Prognosen sind – während von Seiten der Geistes- und Kulturwissenschaften einmütiges Schweigen herrscht, gerade so, als fielen Phänomene wie *Gesellschaftszusammenbrüche, Ressourcenkonflikte, Massenmigrationen, Landschaftszerstörungen, Angst, Kriegs- und Gewaltökonomien* usw. nicht in ihren Zuständigkeitsbereich. Oder gerade so, als hätten nicht Autoren von Joseph Conrad bis W. G. Sebald sich nicht beständig mit der deprimierenden Synchronizität befasst, in der Natur und Kultur zerstört werden.

Dies alles zu ignorieren zeigt nicht nur einen Mangel an Unterscheidungsvermögen, sondern auch an Verantwortungsbewusstsein.

Worin bestünde in dieser Situation wissenschaftliche Verantwortung? Zum Beispiel darin, dass man Gesellschaften, die derart beschleunigte Wandlungen erleben wie unsere sozial privilegierten und immer noch recht luxuriösen westlichen Länder, darauf aufmerksam macht, dass die Globalisierung zu einer Renaissance von – nun aber transnationalen – Klassenstrukturen führt, die sich mit national verfassten Sozialstaats-, also Teilhabekonzepten nicht kompensieren lassen; *oder*: dass eine globalisierte Welt, deren Ressourcenprobleme zu verstärkten inner- und zwischenstaatlichen Konflikten führen werden, nicht nur einer besseren Gewalt- und Konfliktforschung bedarf, als es gegenwärtig der Fall ist, sondern dass daran gearbeitet werden sollte, Menschen zu Orientierungs- und Verhaltensveränderungen zu motivieren; *oder*: dass eine Politik, deren Zukunftshorizont bis zur nächsten Landtagswahl reicht, die aber nachhaltige Entscheidungen mit transgenerationaler Wirksamkeit trifft, unter stärkeren Legitimationsdruck gesetzt werden

muss – wozu die längst überfällige Neuformulierung der Frage gehört, in welcher Gesellschaft man eigentlich leben will und welche Normen und welche Praxis eine solche Gesellschaft auszeichnen sollen. Zur Beantwortung solcher Fragen reicht der Hinweis auf die allfälligen Sachzwänge nicht aus, hier sind die Geistes- und Kulturwissenschaften in der Verantwortung, denn sie müssen sich Antworten auf die Frage zumuten, wohin die Reise gehen soll und wohin auf keinen Fall.

Dies wäre dann allerdings auch die Stelle, an der man vor allem den jüngeren Vertreterinnen und Vertretern der Kulturwissenschaften mehr Unmut verordnen möchte: Schließlich hat die Gesellschaft für die Entwicklung ihrer Kompetenz, mit allem Nachdruck auf gesellschaftliche Fehlentwicklungen aufmerksam zu machen, bezahlt; und leider nehmen sie diese Aufgabe zu wenig wahr, paradoxerweise vielleicht gerade deswegen, weil sie immer noch zu stark dem tradierten Rollenbild der kritischen verwertungsfernen Aufklärer verhaftet sind.

Überhaupt wird man den Geistes- und Kulturwissenschaften zumuten müssen, ihren Gegenstand breiter zu definieren als bislang: Denn die Neurowissenschaft hat uns darüber belehrt, dass die menschliche Gehirnentwicklung erfahrungsabhängig, also kulturell spezifisch verläuft, weshalb sich im humanen Bereich die Seinsbereiche der Natur und der Kultur überhaupt nicht trennen lassen. Vor diesem Hintergrund müssen sich die Kulturwissenschaften vermehrt der Mühe unterziehen, sich jene Befunde der Naturwissenschaften zunutze zu machen, die ihnen helfen, Gesellschaften angemessener zu beschreiben: also zu verstehen, wieso Menschen besser als Teil von Netzwerken zu begreifen sind denn als Individuen, dass Bodenerosion alsbald soziale Erosion nach sich zieht, was Emotionen sind und wie sie unter kulturellen Einflüssen modernisiert werden, oder was die biosozialen Bedingungen für das weitere Überleben des *homo sapiens sapiens* sind. Dessen machtvollste Überlebenstechnik besteht einstweilen darin, dass sein Bewusstsein und sein Gedächtnis ihm jenen unendlichen Raum zwischen Anforderung und Bewältigung eröffnet haben, den wir Kultur nennen.

Auf das Offenhalten dieses Raumes kommt es an, und die Geistes- und Kulturwissen-

schaften werden ohne eine Öffnung ihres Gegenstandsbereiches nicht in der Lage sein, jene verantwortliche Rolle einzunehmen, die ihnen angesichts radikal neuer gesellschaftlicher Probleme zukommt: Sie produzieren von jeher keine Geräte, Gebäude, Fahrzeuge und Kraftwerke, sondern Kommentare, Analysen, Ideen und Geschichten. Solche Geschichten konnten, wie das 20. Jahrhundert gezeigt hat, von ungeheurer destruktiver Kraft sein, aber manchmal sind sie auch – was etwa die Geschichte der Menschenrechte angeht – von erheblicher zivilisatorischer Wirkung. Die Frage nach der Verantwortung der Geistes- und Kulturwissenschaften stellt sich neu und dringend gerade unter den Bedingungen eines weltumspannenden ökologischen Wandels und einer globalisierten Klassengesellschaft, in der weder eine Umwelt- noch eine Sozial- noch eine Sicherheitspolitik zukunftsfähig sein kann, die nationalstaatlich gedacht wird. Insofern wird das neue Rollenverständnis der Geistes- und Kulturwissenschaften sich auch zumuten müssen, wieder politischer zu sein.

Allerdings kann sich politisches Denken in Zeiten globaler Gefährdung nicht an ausbuchstabierten Zukunftsmodellen orientieren; nicht nur, weil die Phantasie dazu fehlt, sondern weil sich die gesellschaftlichen Heilsversprechen des 20. Jahrhunderts als totalitäre Desaster entpuppt haben. Gerade deshalb aber ist eine Renaissance des politischen Denkens notwendig, und die muss sich in einer *Kritik jeder Einschränkung der Überlebensbedingungen anderer* erproben. Dazu wird allerdings erheblich mehr prospektives und antizipatorisches Denken nötig sein, als man in den vergangenen Jahrzehnten aufzubringen gelernt hat. Angesichts von Gefährdungen, deren umfassende Folgen erst in der Zukunft liegen, steuern Gesellschaften aufgrund ihrer diesbezüglichen Erfahrungslosigkeit auf neue Problemlagen zu wie ein Tanker auf den Eisberg, dem er nicht mehr ausweichen kann, obwohl dieser längst schon in Sichtweite ist. Womit sollten diese zu langen mentalen Bremswege verkürzt werden können, wenn nicht mit Hilfe geistes- und kulturwissenschaftlicher Kompetenz?

Volker Gerhardt

Die Einheit des Wissens

Wissenschaftsjahre haben die Aufgabe, für die Wissenschaft zu werben. Dem kann sich auch ein Geisteswissenschaftler nicht entziehen. Wenn nach Jahren der *Physik*, der *Technik*, der *Lebens-* oder der *Geowissenschaften* ein *Jahr der Geisteswissenschaften* angekündigt ist, wird jeder mit seiner Profession auch innerlich verbundene Geisteswissenschaftler für sein Fach die Trommel rühren. Denn selbst, wenn er sich nur für seine Wissenschaft interessierte (und für gar nichts sonst), müsste er wollen, dass seine Einsichten Aufmerksamkeit finden. Es ist die Logik seiner eigenen Tätigkeit, die ihn wünschen lässt, dass man ihn auch außerhalb seiner Disziplin versteht und dass er weiterhin mit öffentlicher Unterstützung rechnen kann.

Volker Gerhardt

Dr. phil., geb. 1944; seit 1992 Professor für Philosophie an der Humboldt-Universität zu Berlin, davor in Münster, Köln und Halle; Vizepräsident der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften; Leiter der Wissenschaftlichen Kommission der Union der Akademien; 2001 – 2007 Mitglied des Nationalen Ethikrates.
Volker.Gerhardt@philosophie.hu-berlin.de

Wissenschaft und Öffentlichkeit

Die Belange der Öffentlichkeit ernst zu nehmen, empfiehlt sich nicht erst für die Wissenschaft in demokratisch legitimierten Gemeinwesen. Die Empfehlung gilt auch dann, wenn Forschung und Lehre nicht auf öffentliche Gelder angewiesen sind und keine Aufträge für Erziehung und Bildung übernommen haben. Nehmen wir an, es gäbe eine Wissenschaft, die weder auf staatliche Mittel noch auf private Förderung (und somit auf keinerlei allgemeines Wohlbefinden) angewiesen ist: Könnte sie gleichgültig gegenüber äußeren Ansprüchen sein? Wohl kaum, denn sie bliebe, vermutlich stärker als jede andere Wissenschaft, auf Anerkennung durch Andere angewiesen. Diesen hätte sie sich verständlich zu machen, wenn sie als Wissenschaft gelten und als solche wirksam sein wollte.

Der Grund dafür liegt darin, dass es eine konditionale Verbindung zwischen wissenschaftlicher Arbeit und öffentlicher Rechtfertigung gibt – unabhängig von den Formen, in denen Wissenschaft betrieben und gefördert wird. Wissenschaft sucht nach Erkenntnissen, die sie allgemein belegen und begründen kann. Sie ist von Anfang an darauf eingestellt, Gründe für ihre Ansprüche und für ihre Leistungen sowie für deren Verständnis zu nennen. Folglich kann sie auch keinen Einwand geltend machen, wenn von ihr erwartet wird, ihre Kompetenz unter Beweis zu stellen.

Damit bin ich bei meiner *ersten These*: Die wissenschaftliche Rationalität des Erklärens und des Verstehens ist nicht auf die Kommunikation zwischen den Wissenschaftlern beschränkt. Sie erstreckt sich – zumindest tendenziell – *auf alle Individuen*, die mit der Wissenschaft in Berührung kommen. Unter diesem Anspruch sind szientifische und politische Öffentlichkeit aufeinander bezogen. Beide bewegen sich im Medium des Begründens, und beide haben, wie sich gleich zeigen wird, sowohl historisch wie auch systematisch viel miteinander zu tun.

Die öffentliche Geburt der Wissenschaft

Dass es schon vor weit mehr als zweitausendfünfhundert Jahren so etwas wie wissenschaftliche Erkenntnis gegeben hat, ist eine geschichtliche Tatsache. Mathematik, Astronomie, Medizin, Recht, Bau-, Agrar-, Ernährungs-, und, sagen wir vereinfachend, Technikwissenschaften gehören zum gleichermaßen theoretischen wie praktischen Ursprung der menschlichen Zivilisation. Die ersten großen politischen Reiche Ägyptens, Mesopotamiens und Chinas hatten eine organisierte Gelehrsamkeit mit großen praktischen Effekten, die, wie wir allein aus dem Aufstieg der phönizischen, kretischen und ionischen Kultur erschließen können, auch grenzüberschreitend wirksam war.¹

Dieses technisch ausgerichtete Wissen stand, wie wir dem auch in diesem Punkt überaus eindrucksvollen *Buch Hiob* entnehmen können, gewiss nicht allein unter kultischer Leitung. Der alttestamentarische Autor schreibt – etwa um 500 v. Chr.: „Eisen wird aus dem Erdreich hervorgeholt, und Gestein schmilzt man zu Kupfer. Man setzt der Finsternis ein Ende und durchforscht bis zur äußersten Grenze das Gestein der Dunkelheit und Finsternis. Man bricht einen Schacht fern von den [droben] Wohnenden. (...) Die Erde, aus der Brot hervorkommt, ihr Unterstes wird umgewühlt

wie vom Feuer.“² Man darf annehmen, dass die hier bis ins Erdreich vorgetriebene Aufklärung nicht die Sache einer bloß priesterlich gelenkten Wissenschaft gewesen ist.³

Doch erst von den in verschiedenen Stadtkulturen untereinander und zugleich mit den vorderasiatischen Kulturen konkurrierenden Griechen wissen wir sicher, dass Wissenschaft *öffentlich* betrieben worden ist. Sie entstand, so wie wir sie heute kennen, in der Ausrichtung auf *jeden*, der sich um *Wissen* bemüht, und sie suchte nach *Gründen*, die grundsätzlich *alle* überzeugen können; sie rechnete mit der Aufmerksamkeit eines Publikums, das sich zumindest für die technischen und lebenspraktischen Folgen interessierte; sie zog Schüler an, die sich nicht auf die Wiederholung des Gelernten beschränkten und so zur Ausbildung von Lehren in Nachvollzug und Widerspruch führten.

Diese Suche nach *allgemeiner* Kenntnis von den *allgemeinen* Gesetzen der Natur, die insbesondere der Medizin eine völlig neue und bis heute wirksame Fassung gab,⁴ war auf leistungsfähige Notationen angewiesen. Den Griechen kam zu Hilfe, dass sie ein gleichermaßen exaktes wie flexibles *Schriftsystem* entwickeln konnten. Es förderte die Abstraktion, die man zur Erkenntnis gesetzmäßiger Vorgänge in Natur und Gesellschaft benötigte. Auch hier war es eine *Technik*, die eine intellektuelle Leistung begünstigte. Mit Blick auf die Griechen kann man daher sagen, dass die Wissenschaft in einem dichten Leistungszusammenhang individueller, intellektueller, kultureller und technischer Kompetenzen entsteht.

Insbesondere die attische Wissenschaft, die sich zwischen 650 und 300 v. Chr. entwickelte, war Element einer Kultur, in der sie mit der Entfaltung der nautischen, der militärischen und der nicht nur auf Tempel und Theater, sondern vor allem auch auf die Infrastruktur der Stadtstaaten bezogenen architektonischen Technik, mit der Ausweitung von Handel und Industrie, mit der Geltung eines

¹ Hiob 28, 2 – 5.

² Vgl. Hannes Wimmer, *Evolution der Politik. Von der Stammesgesellschaft zur modernen Demokratie*, Wien 1996.

³ Vgl. Paul U. Unschuld, *Was ist Medizin? Westliche und östliche Wege der Heilkunst*, München 2003, S. 22 ff.

⁴ Vgl. Norman Yoffee, *Myths of the Archaic State: Evolution of the Earliest Cities, States, and Civilizations*, Cambridge 2005.

schriftlich erfassten und öffentlich praktizierten Rechts, mit dem Aufstieg der Künste, mit der Perfektionierung einer öffentlich exponierten Gymnastik, und – um dies nicht zu vergessen – mit der ersten Erprobung demokratischer Herrschaft auf das Engste verbunden war. Man braucht jetzt nur noch hinzuzufügen, dass eben jenes erstmals im klassischen Griechenland sichtbar hervortretende *Publikum* keineswegs nur unterrichtet und unterhalten werden wollte, sondern dass sein Anspruch erstmals ausdrücklich (und selbst von den Gegnern der Demokratie im Prinzip anerkannt) auf *politische Mitwirkung* ausgerichtet war – und schon tritt der enge Zusammenhang zwischen szientifischer und politischer Öffentlichkeit hervor.

Also lautet meine *zweite These*: Wissenschaft ist von ihrem historischen Ursprung her auf *Öffentlichkeit* angelegt. Diese Öffentlichkeit deckt sich, wenn nicht vollständig, so doch in weiten Teilen mit der politischen Öffentlichkeit, die in den griechischen Stadtstaaten auch die kulturelle Aufmerksamkeit für ästhetische Ereignisse im weitesten Sinn umschließt. Sie ist, der Lebensform der Griechen entsprechend, *agonal* verfasst. Man sagt also nicht zuviel, wenn man sie bereits als *kritische Öffentlichkeit* bezeichnet.

Wissen und Handeln

Das Kennzeichen der Wissenschaft, die erstmals mit den Zeugnissen der ionischen Naturphilosophie aus dem sechsten und siebten Jahrhundert überliefert ist, liegt in der Ausrichtung auf Ursachen oder Gründe (*aitiai*), die als Träger allgemeiner Gesetzmäßigkeiten (*nomoi*) überzeugen. Das einzelne Vorkommnis interessiert als exemplarischer Fall, als Beleg für einen *logos*, der als einsichtige Ordnung (*kosmos/taxis*) ein überall auf gleiche Weise ablaufendes Geschehen beherrscht. Ganz gleich, ob Thales eine Sonnenfinsternis oder eine ertragreiche Ölernte beobachtet: Er sucht nach dem kausallogischen Zusammenhang, der im jeweiligen Ereignis zum Ausdruck kommt. Ihm und seinen Nachfolgern geht es um das *Gesetz*, das der Vielfalt vorkommender Fälle eine *Einheit* gibt. Ein Gesetz erlaubt, das Geschehene im Kontext mit anderem Geschehen zu verstehen. Im Rahmen des Verstandenen sind auch Vorhersagen möglich, die ihrerseits Grundlage einer technischen Verfügung über einzelne Naturvorgänge sind. Die wissenschaftliche Erkenntnis der Griechen fasste die uns zugängliche Realität als Erscheinung einer sie regierenden Gesetzmäßigkeit. Ist sie erkannt, lässt sich über die von ihr getragene konkrete Wirklichkeit verfügen.

Bei dieser Auffassung ist die Wissenschaft bis heute geblieben, auch wenn in der Neuzeit der Verfügungs-

anspruch gelegentlich überzogen und in jüngster Zeit entschieden kritisiert worden ist. Durch die Vielfalt der in ihr durchaus gegensätzlich wirksamen Kräfte gestaltet sich die Disposition über einzelne Erscheinungen oft viel schwieriger, als man denkt. Insofern ist das Auftreten der Wissenschaft (wenigstens in ihren Reden) bescheidener geworden. Aber am grundsätzlichen Anspruch des Erkennens sowie am verfügenden Zugriff des Handelns hat auch die Kritik an übertriebenen Erwartungen nichts geändert. Das war auch deshalb nicht nötig, weil in der skizzierten Relation von Gesetz und Einzelfall keine kulturelle Spezialität der frühen Griechen, sondern lediglich die Dynamik eines im öffentlichen Raum kommunizierten Handelns zum Ausdruck kommt. Wer unter Bedingungen allgemeiner Mitteilbarkeit tätig sein will und dabei die prinzipiell mögliche Einsicht eines jeden unterstellt, der muss auch heute noch so verfahren, wie es die Griechen taten. Sie brauchten nur einen öffentlichen Handlungsraum, in dem *jeder* Gegenstand im Prinzip von *jedem* verhandelt werden kann, um mit der von ihnen favorisierten wissenschaftlichen Erklärungsform zugleich den Zugang zu den Handlungsbedingungen zu eröffnen.

Das liegt daran, dass es in jeder politischen, militärischen, pädagogischen, musischen, medizinischen oder technisch-konstruktiven Leistung darauf ankommt, das bestehende Problem als *Fall* eines erkennbaren *Zusammenhangs* zu identifizieren. Es muss ein Zusammenhang sein, der sich uns als Kontext von regelmäßiger Wirkbarkeit erschließt. Durch die Beziehung der hier als einschlägig diagnostizierten Gesetzmäßigkeit auf den vorkommenden Fall kann man dann, entsprechende Eingriffe vorausgesetzt, auf mögliche Handlungsfolgen schließen. Darin besteht die technische Verfügung, die jeden Handlungserfolg bestimmt, nicht nur beim Bau von Tempeln oder Schiffen, sondern auch im institutionellen Aufbau des Rechts, in der Diätetik für Olympioniken oder in der individuelle Eigenständigkeit erfordernden Ethik. Das sei mit größtem Nachdruck gesagt: Auch die Selbsterziehung zur Tugend ist ein Fall von Technik, nämlich einer nachvollziehbar und somit einschichtig geordneten Disziplinierung seiner selbst.

Die *dritte These* lautet daher, dass im Medium einer Öffentlichkeit, in der mit den im Prinzip gleichen Rechten auch die im Grundsatz gleiche Einsicht eines jeden angenommen wird, die Struktur des wissenschaftlichen Erklärens mit der technischen Struktur des Handelns zur Deckung kommt. Es ist das Paradigma einer alle gleichermaßen einbindenden Technik, die den bis heute andauernden Erfolg der erstmals in Griechenland entwickelten Wissenschaft ermöglicht. Dieses Paradigma ist von den vorhandenen kulturellen Differenzen im europäisch-asiatischen Raum weitge-

hend unabhängig, was die offenbar problemlose Übernahme durch die Römer, durch andere mediterrane Anrainer, später auch durch die germanischen Völker und heute vornehmlich durch die asiatischen Kulturen beweist.

Natur und Geschichte

Auffällig ist, dass die frühen Griechen nicht die geringste Neigung zeigen, sich auf die Naturerkenntnis zu beschränken. Man könnte sogar die These vertreten, dass sie in allen ihren Bemühungen um Erkenntnis von ethisch-ästhetischen Motiven bestimmt und auf geschichtliche Wirkung ausgerichtet sind. Zwar gibt es die erklärte Abkehr des Sokrates von der Naturphilosophie seiner Vorgänger. Der Weise begründet sie mit der für ihn vorrangigen *Selbsterkenntnis*, zu der er aber nur gelangen kann, wenn er sich mit seinesgleichen vergleicht. Also braucht er die Unterredung mit den Menschen auf dem Marktplatz, am Rande sportlicher Übungsstätten oder beim Gastmahl.

Es steht außer Zweifel, dass sich dadurch das Interesse der Philosophie hin zu den Fragen des menschlichen Verhaltens verschiebt. Die *Ethik*, als Lehre von dem seiner Einsicht entsprechenden Handeln des Menschen, entsteht und tritt als drittes Gebiet zu den Erkenntnisbereichen der *Physik* und der *Logik* hinzu. Gleichwohl kommt kein Philosoph der Antike auf den Gedanken, zwischen der *Logik*, der *Physik* und der *Ethik* eine methodologische Hürde aufzubauen. Wir sehen im Gegenteil, dass Sokrates die Probleme der Naturphilosophie weiterhin mit großer Aufmerksamkeit verfolgt (*Phaidros* 229a – 230e), dass sein Schüler Platon ihr eine große Untersuchung widmet (*Timaios*) und offenbar nicht die geringsten Bedenken hat, den Menschen als Naturwesen zu bestimmen (*Politikos* 261c – 266e).

Dass es in der Antike keine Unterscheidung zwischen Natur- und Geisteswissenschaften gibt, ist bekannt. Das systematisch Bedeutsame daran ist, dass sie diese Unterscheidung gar nicht nötig hatte, obgleich sie der Erkenntnis jener Bereiche nicht ausgewichen ist, die heute eine methodologische Abgrenzung angeblich erforderlich machen. Die Antike stellt sich dem Problem des spezifisch *menschlichen Verhaltens*, sie fragt nach der Besonderheit der *Seele* und des *Geistes*, sie kennt das Spezifikum des *Selbstbewusstseins* und mit ihm auch die *Beziehung des Menschen zu sich selbst* (*Alkibiades maior* 132b – 133e); sie hat einen Begriff von der *Individualität* einzelner Wesen, einzelner Teile wie auch einzelner Vorgänge, sie denkt im höchsten Maße *geschichtlich*, ist zur Analyse *ästhetischer* und *rhetorischer* Fragen fähig, hat, wie sich vor allem

bei Aristoteles zeigt, eine Theorie des *Lebens*, schließt eine bis heute unübertroffene Beschreibung der Funktionen der *Seele* ein und kann das *Göttliche* als erste Ursache, als alles durchdringende Ordnung, als Ideal der Lebensführung oder als dasjenige denken, das dem Geist des Einzelnen am nächsten ist. Im Themen- und Problemspektrum der antiken Wissenschaft fehlt somit nichts, zu dessen Entdeckung es einer Zweiteilung der Wissenschaften bedurft hätte.

Damit lässt sich die *vierte These* formulieren: Mit Blick auf den Träger des Wissens, nämlich den menschlichen Geist, können *alle Wissenschaften* als *Geisteswissenschaften* angesehen werden; mit Blick auf ihre Gegenstände aber befassen sich alle Wissenschaften mit der Natur. Denn Geschichte, Gesellschaft und Kultur, ja, selbst die psychischen und intellektuellen Phänomene des Geistes müssen letztlich als Formen der Natur begriffen werden. So gesehen, hätten alle Disziplinen Grund, sich zu den Naturwissenschaften zu rechnen.¹⁵

Individuelles im Universellen

In seiner problemorientierten Ausrichtung auf Sachverhalte und Gründe ist das ursprünglich auf Mitteilung bezogene Wissen in der Lage, nicht nur abstrakte gesetzliche Zusammenhänge zu erfassen, es hat sich vielmehr bereits in jeder Beobachtung, Beschreibung und Anwendung auf singuläre Situationen und individuelle Vorkommnisse zu beziehen. Also ist es auch in der Lage, geschichtliche Prozesse, seelische Dispositionen und lebendige Konstellationen zu erfassen. Da es in alledem einen Begriff von sich selbst benötigt, kann es die Eigentümlichkeit des Wissens – damit auch des Wahrnehmens, des Vorstellens, des Erinnerns oder des Glaubens – kenntlich machen. Dabei erweist es sich als so beweglich, dass es einer eklatanten Unterschätzung der darauf beruhenden Wissenschaft gleichkommt, wenn man die epistemischen Leistungen auf simple Alternativen wie etwa das *Erklären* und das *Verstehen*, auf das *Generalisieren* und das *Individualisieren* oder auf *nomothetisches* und *ideographisches Wissen* reduziert.

Eine Reduktion dieser Art sollte man schon deshalb vermeiden, weil jede Erkenntnis den *in einem Akt* erfolgenden Bezug auf individuelle Fälle *und* auf generalisierende Schlüsse voraussetzt. Wissen ist überdies an einen geschichtlichen Vorlauf gebunden, und es greift notwendig in die Zukunft vor. Was ich *jetzt* weiß, kommt nicht ohne *Erinnerung* zustande. Weil zu

¹⁵ Dazu: Volker Gerhardt, Im Jahr des Geistes. Philosophenkolumne, in: Merkur, Heft 696, April 2007, S. 339 – 346.

jedem Wissen aber auch eine *Erwartung* gehört, greift es notwendig auf *Kommendes* aus. Darin begreift es sich selbst als *zweckmäßig*. Schließlich ist es durch die ihm innewohnende *Funktion der Mitteilung* nicht nur auf das wissende Individuum beschränkt, sondern ursprünglich auf andere Individuen ausgerichtet, die der Vorstellungskraft bedürfen, um das eine Individuum in dem, was es an *seiner* Stelle sagt, in ihrer davon zwangsläufig unterschiedenen *eigenen* Position gleichwohl so zu verstehen, als sei die Differenz der Individuen und der Situationen nichtig.

Daraus kann man folgendes Fazit ziehen: Durch die ihm eigene Tendenz zur zweckmäßigen und nachvollziehbaren Verfügung über etwas Individuelles, das nur in seiner universellen Form begriffen werden kann, ist das Wissen gleichermaßen auf physikalische Strukturen, biologische Konditionen, gesellschaftliche Situationen und historische Perspektiven bezogen. Eine Einteilung des Wissens ist nur sinnvoll, wenn man es nach Gegenständen oder Problemen sortiert. Soll es dennoch nach unterschiedlichen Methoden unterschieden werden, verbietet es sich, das Individuelle vom Universellen oder den konkreten Einzelfall vom allgemeinen Gesetz zu trennen. Man muss vor allem vermeiden, die (ohnehin fließenden) Unterscheidungen zwischen Natur, Leben, Gesellschaft, Kultur und Geschichte in das Wissen hineinzutragen, so als bilde es für jeden Bereich seine eigenen Formen aus.

Also lautet meine *fünfte These*: Eine kategoriale Trennung zwischen den Wissenschaften, die nach dem Muster einer Unterscheidung zwischen *Geist* und *Natur* verfährt, wird weder dem Charakter des Wissens noch dem der Wissenschaft gerecht. Das Gleiche gilt für die Oppositionen zwischen *Natur* auf der einen und *Gesellschaft* oder *Kultur* auf der anderen Seite. Vollends unsinnig wäre es, wollte man, wie es der Titel der „Humanwissenschaften“ suggerieren könnte, der *Natur* den *Menschen* gegenüberstellen. Denn die Wissenschaft kann immer nur *eine* sein.

Einheit in der Vielheit

Wenn die Lage so ist, wie in den fünf Thesen angedeutet, dann versteht man sofort, warum das griechische Modell einer Einheit der Wissenschaften fast zweieinhalbtausend Jahre in selbstverständlicher Geltung geblieben ist. Die Wissenschaft war vielfältig von Anfang an. Der Unterschied zwischen dem, was der Anwalt der Vielfalt, Heraklit, und sein Widersacher im Dienste der Einheit, Parmenides, was der Atomist Empedokles und der Intellektualist Anaxagoras, was der Historiker Thukydides und der Arzt Hippokrates, was der

Jurist, Staatstheoretiker und Anthropologe Protagoras und seine großen Kontrahenten Sokrates und Platon (und was aus alledem dann wenig später Aristoteles in großartiger Verbindung aus Physik, Meteorologie, Biologie, Ethik, Politik, Rhetorik, Logik, Topik, Ontologie, Theologie, ja sogar aus der Hermeneutik) gemacht haben, könnte größer nicht sein.

Und dennoch haben sie und ihre Nachfolger in Athen, Alexandria, Rom, Byzanz, Paris, Oxford, Bologna und später auch in Florenz, London, Basel, Rotterdam, Hannover, Königsberg, Weimar, Jena, Berlin (oder auch im Hamburg Ernst Cassirers) nicht daran gezweifelt, dass es eine alles verbindende Rationalität des Wissens gibt. Sie unterstellt dem auf *alle* Vorkommnisse und Erwartungen bezogenen Bemühen um Erkenntnis *ein und denselben* Anspruch, der in der menschlichen *Vernunft* seinen *Ursprung*, in der kontrollierten Erfahrung seine *Bedingung* und in der öffentlichen Erörterung sein immer wieder neu anzulegendes *Kriterium* hat.

Natürlich hat es ergänzende und erweiternde Gliederungen, neue Themen und Aufgaben gegeben. Das ließe sich mit Blick auf die Wiedergewinnung der antiken Wissenschaft durch die universitäre Gelehrsamkeit des Hochmittelalters zeigen. Theologie und Jurisprudenz kommen als neue, wesentlich berufsbezogen arbeitende Großdisziplinen hinzu. Beide bilden eine vielfältig gegliederte Arbeitsweise aus, vornehmlich durch Orientierung an den überlieferten Gehalten und Verfahren. Sie hegen eigene Ziele, pflegen ihre Tradition und halten sich jeweils selbst für etwas Besseres. Aber sie sind und sie bleiben dadurch verbunden, dass sie sich allesamt als *Wissenschaften* verstehen, die sich zwar in unendlich vielen Einzelheiten, in Interessen, Themen und natürlich auch in ihren Methoden unterscheiden – und dennoch zu *einer* Wissenschaft gehören.

Im *Humanismus*, den man nicht auf die Renaissance beschränken kann, sondern der – wie die Aufklärung – eine Daueraufgabe von Wissenschaft, Gesellschaft und Politik darstellt, hat sich der wissenschaftliche, praktisch-technische und pädagogische Impuls der Wissenschaft unter Rückbesinnung auf die Antike verstärkt. Die von den Humanis-

ten gepflegten *humaniora* hatten die Aufgabe, in allgemeinbildender Absicht die kulturelle Tradition des Menschen in Erinnerung zu halten. Deren Erschließung, Sicherung und Vergegenwärtigung verlangt Fertigkeiten, die in jeder gesellschaftlichen Stellung von Nutzen sind. In der Sache sollten sie zu Einsichten führen, in der sich die Menschheit als Ganze ihrer Herkunft, ihrer Eigenart und ihrer Ziele vergewissert.

Der jugendliche Pico della Mirandola suchte Ende des 15. Jahrhunderts die *Einheit* der Wissenschaften gerade angesichts ihrer *Vielfalt* zu wahren, um in den von ihm als bedrohlich erfahrenen religiösen und kulturellen Gegensätzen der Welt, vornehmlich zwischen Islam, Judentum und Christentum (aber auch zwischen der östlichen Orthodoxie und dem westlichen Katholizismus), den alle verbindenden Grund im *Streben nach Einsicht* aufzuzeigen. Der Wunsch, dem Göttlichen auf menschliche Weise nahe zu sein, kam hinzu.

Eine Generation später hatten sich mit der Reformation die Gegensätze in Europa bereits vervielfacht, und dennoch hat der alte, mit allen Größen seiner Zeit verkehrende und an vielen Orten Europas wirksame Erasmus das gleiche Ziel verfolgt und im Vertrauen auf die disziplinierende Wirkung der Philologien sowie auf den Zauber der dadurch erschlossenen Kontinuität des Wissens die *humanisierende Wirkung der Wissenschaft* in den Vordergrund gerückt. In der Leistung der Druckerpresse, der er selber reichlich Arbeit gab, war ihm gegenwärtig, dass sich diese Hoffnung nur in Verbindung mit der neuen *Technik* erfüllen ließe, und mit seinem Freund, dem für seine Wahrhaftigkeit mit dem Tode bestraften Thomas Morus, war er sich einig, dass auch unter den neuen Lebensbedingungen die *Naturerkenntnis* das Fundament alles verlässlichen Wissens zu sein hat.

Unter den Neueren sollten wir vor allem an Gottfried Wilhelm Leibniz denken, den ersten Theoretiker, der die *Einheit* der Wissenschaft angesichts der *Vielfalt* akademischer Anstrengungen nicht nur zu sichern sucht, sondern in der eigenen – Mathematik, Physik, Chemie, Informatik, Bergbau, Linguistik, Sinologie und Philosophie umschließenden – wissenschaftlichen Leistung repräsentiert. Die Resignation, mit der rückblickend von ihm als

dem „letzten Universalgelehrten“ gesprochen wird, ist schon von der Müdigkeit angekränkt, die uns heute erst gar nicht mehr darauf setzen lässt, dass die Wissenschaft gerade in ihrer Vielfalt das größte einheitliche Vorhaben der Menschheit ist. Wenn wir, um einmal selbst technisch zu reden, in dieses Projekt nicht investieren, hat die Menschheit keine Chance, sich auf dem Niveau ihres Selbstbegriffs zu halten.

Damit ist die *sechste These* ausgesprochen: Der Mensch hat sich unendlich viele Schwächen, Irrtümer, Maßlosigkeiten und Verbrechen vorzuwerfen. Niemand, der ernst genommen werden will, darf annehmen, dass es damit ein Ende haben wird. Selbst wenn es dem Menschen gelingen sollte, das erstmals in Athen in Angriff genommene Projekt der Demokratie im kontinuierlichen Kampf um das Recht in eine weltweit wirksame Form grundrechtlich gesicherter Konstitution zu überführen,¹⁶ wird die Selbstgefährdung des Menschen weitergehen.

Wenn wir gleichwohl auf die Menschheit setzen und hoffen, sie könne sich durch eine auf das Menschenrecht gegründete Politik selbst disziplinieren, dann unterstellen wir nicht nur den Juristen, Soziologen und Politologen bleibende Aufgaben, sondern erwarten auch von der Ökonomie, dass sie uns die Kenntnisse zur Verfügung stellt, die uns erlauben, mit dem weiterhin erwarteten Wachstum an Menschen und Gütern möglichst berechenbar und möglichst gerecht umzugehen. Die stillschweigende Voraussetzung für das Wachstum aber liegt in der fortgesetzten Produktivität der Grundlagenforschung in jedem Fach, angefangen bei der Mathematik und Physik bis hin zu den Sprach-, Kultur- und Religionswissenschaften. Wir brauchen *alle* Disziplinen, und wir benötigen sie in zunehmend *interdisziplinärer Kooperation*. Dass sie dazu erst einmal als Fächer solide ausgestattet und gefördert werden müssen, sollte eigentlich eine Selbstverständlichkeit sein.

Die Notwendigkeit der Wissenschaft

Nach zweieinhalb Jahrhunderten pauschaler Verwerfung der Wissenschaft tut man gut daran, ihre Unverzichtbarkeit zu exponieren. Nicht *sie* ist das Verhängnis der modernen Zivilisation. Die Fehler, die der Mensch in seiner Geschichte gemacht hat und vermutlich auch weiterhin machen wird, dürfen wir weder der Wissenschaft noch der Aufklärung zurechnen. Im Gegenteil: Wenn es eine Chance geben sollte, mit diesen Fehlern offener und kenntnisreicher umzugehen,

¹⁶ Dazu des Näheren: Volker Gerhardt, Partizipation. Das Prinzip der Politik, München 2007.

so dass man ihnen wirkungsvollere Korrekturen begeben kann, ist nichts wichtiger als die Wissenschaft – freilich, wie Kant sagt, in einer „das Recht verwaltenden bürgerlichen Gesellschaft“.

Die seit Rousseau in Umlauf gekommene Kulturkritik unterliegt bis in die jüngste Gegenwart einem alten metaphysischen Fehler: Sie unterstellt *Substanzen*, wo lediglich *Funktionen* zu entdecken sind. So macht sie aus der Wissenschaft, der Aufklärung, der Technik, ja, neuerdings sogar aus dem Risiko ein eigenständiges Wesen, dem der Mensch beinahe machtlos unterworfen ist. Sie verwechselt Ursache und Wirkung und schreibt die Schuld für Fehlentwicklungen nicht dem Menschen, sondern seinen Erfindungen zu. Damit lenkt sie von der alleinigen Zuständigkeit des Menschen, genauer: von der Verantwortung des Einzelnen und seiner jetzt lebenden Generation für die anstehenden Fragen ab.

Schon ein kurzes Nachdenken reicht aus, um zu erkennen, dass der Mensch nur durch seine Geschichte zum Subjekt seines eigenen Handelns wird. Diese ist es, die ihn zum Handeln befreit. Wenn die Kulturkritik hingegen in allem ein tragisches „Verhängnis“ entdeckt, wenn sie in der Ökonomie nur die verselbständigte Macht des „Kapitals“ am Werke sieht oder von einer „Dialektik der Aufklärung“ spricht, macht sie den Menschen von vornherein zum Opfer seiner eigenen Vergangenheit. Ausgerechnet das, was erstmals der Menschheit als Ganzer Lebenschancen eröffnet, wird als weltgeschichtliches Hindernis ausgegeben.

Unter den heute gegebenen Bedingungen bieten tatsächlich nur Wissenschaft und Technik (zu der wohlgemerkt auch Ethik und Recht gehören) der Menschheit die Hoffnung auf Sicherung ihrer Zukunft. Dass sie dennoch in immer neuen Variationen als die zivilisatorische Inkarnation des Bösen vorgeführt werden, zeigt, dass sogar der Zeitgeist verspätet sein kann. Die beiläufige Bemerkung eines der ersten wahrhaft modernen Menschen könnte hier Abhilfe schaffen: „Nur was zu etwas gut ist“, sagt Montaigne, „lässt sich auch missbrauchen.“ (*Essais* II, 6)

Das Wort macht klar, dass es vom Menschen selbst abhängt, wie er mit Wissenschaft und Technik verfährt. Es ist seine Schuld,

wenn er zuviel von ihnen erwartet, wenn er sie unkritisch zum Einsatz bringt, sie ohne öffentlichen Diskurs betreibt, unzulänglich fördert oder sie zum permanenten Experimentierfeld angeblich kostenneutraler Maßnahmen macht, die als Reformen ausgegeben werden.

Die *siebente* und letzte *These* lautet daher: Der *Geist* liegt in dem, was man als *Logik des Wissens* bezeichnen kann. Diese Logik stellt die Einheit eines auf Erkenntnisgewinn zielenden Verfahrens her, dessen Ergebnisse öffentlicher Prüfung standhalten müssen. Sie wirkt bereits in der Erwartung allgemein verständlicher und möglichst von jedem geteilter Gründe. Sie besteht in Einsichten, die nicht nur die äußere Verfügung über die Kräfte der Natur erweitern, sondern auch dem Einzelnen größere Chancen zur eigenständigen Gestaltung seines Lebens bieten. Alles in allem trägt sie die Hoffnung auf einen Erfolg, der weitere Erfolge nicht unmöglich macht.

Kurzer Rückblick auf eine Trennung

Was ist im Licht dieser Einsicht von der Aufspaltung der Wissenschaften in „zwei Kulturen“, in die *Naturwissenschaften* auf der einen und die *Geisteswissenschaften* auf der anderen Seite zu halten? Nicht das Geringste!

Die Grenzziehung zwischen Natur- und Geisteswissenschaften ist eine Spätfolge der rousseauistisch-romantischen Wissenschaftskritik des 19. Jahrhunderts. Das Ressentiment gegenüber der abstrakten, technisch orientierten, die Innerlichkeit des Menschen angeblich missachtenden Wissenschaft war in der Welt, und nun mussten die Philosophen, Philologen und Historiker erleben, wie ausgerechnet die so verfahrenen Wissenschaften das höchste Ansehen genießen. Was lag näher, als diese angeblich nur technisch, angeblich nur erklärend und angeblich nur äußerlich verfahrenende Erforschung der Natur auf ein begrenztes Terrain zu beschränken, von dem sich der angeblich rein geistige Bezirk des Verstehens, des Deutens und der reflexiven Selbstbeziehung definitorisch abgrenzen ließ?

Nachdem Naturwissenschaftler wie Hermann von Helmholtz den Begriff der Geisteswissenschaften gebrauchten, um damit die Eigenständigkeit eines inneren Zugangs zu den Erscheinungen von Religion, Recht, Staat, Sprache, Kunst und Geschichte zu würdigen,¹⁷ lag es nahe, daraus einen strikte methodologische Abgrenzung zu machen: Durch sie wurde die „psychologische“, „introspektiv“ erfassende, eben

¹⁷ Vgl. Hermann von Helmholtz, Über das Verhältnis der Naturwissenschaft zur Gesamtheit der Wissenschaften (1862), in: Populäre Vorträge, Bd. I, Braunschweig, S. 16 ff.

„verstehende“ Einsicht zum einzig legitimen Zugang zur Erkenntnis der menschlichen Dinge. Die Naturwissenschaften waren damit, wenn der Doppelsinn gestattet ist, „draußen“, und die Geisteswissenschaften eröffneten sich selbst den Königsweg zum eigentlichen Verständnis der *conditio humana*. Während sich zur gleichen Zeit die rivalisierenden Territorialstaaten Europas, trotz größter kultureller Gemeinsamkeiten, hinter ihren nationalen Gegensätzen verschanzten, suchten sich die Geisteswissenschaften ein uneinnehmbares Territorium zu sichern, von dem aus sie den Naturwissenschaften in prinzipieller Überlegenheit entgegentreten konnten.

Mir ist bewusst, dass dies nicht die ganze Wahrheit über die Bemühungen um eine methodologische Unterscheidung zwischen den Natur- und den Geisteswissenschaften im 19. Jahrhundert ist. John Stuart Mill hat, übrigens nicht unbeeindruckt von Romantikern wie Coleridge und Carlyle, mit großem sachlichen Gewinn die, wie er sagte, logische Differenz in den Gesetzesaussagen über die Natur und die Gesellschaft herausgearbeitet. Dadurch inaugurierte er die Idee eines Methodendualismus, die von Wilhelm Dilthey und vom südwestdeutschen Kantianismus, nicht zuletzt auch von Max Weber, in nicht weniger ernsthafter Weise aufgenommen und weiterentwickelt worden ist.

Es muss heute gar nicht bezweifelt werden, dass die damals vorherrschende Auffassung von Natur mit der unterstellten strikten Geltung der Kausalität zu einer methodologischen Abgrenzung ökonomischer, soziologischer, psychologischer und hermeneutischer Erkenntnis genötigt hat. Doch das seinerzeit als selbstverständlich geltende Verfahren kausaler Naturbeschreibung hat seine Autorität inzwischen eingebüßt. Statistische und systemtheoretische, also auf das Verstehen angelegte Zugänge sind in der Physik unverzichtbar. Die Biologie braucht nicht erst in den Fragen der Ethologie ein Verständnis für die Eigenart von Systemen, die auf der Analogie zu den vertrauten Zweckeinheiten des menschlichen Handelns beruhen. Wenn der moderne Biologe den Zusammenhang zwischen Organismus und Umwelt erfassen will, muss er sich wie ein Geisteswissenschaftler verhalten; er muss Ganzheiten unterstellen, die es erlauben, die Teile nach ihren Funktionen einzuordnen.

Das ist die eine Seite. Die andere tritt darin hervor, dass eine Wissenschaft wie die Psychologie, die zur Zeit Diltheys als Paradedisziplin der Geisteswissenschaften galt, heute beinahe in ihrer Gesamtheit zu einer Naturwissenschaft geworden ist. Entsprechendes gilt für große Teile der Sprach- und Sozialwissenschaften, die mit Erfolg naturwissenschaftliche Verfahren einsetzen. Mag sein, dass dabei Defizite auftreten, die später behoben werden müssen. Aber es wäre unverantwortlich, mit dem Rasiermesser strenger Methodologie produktive Forschungseinheiten zu zerschneiden, nur weil man weiterhin will, dass man die alte Titulatur der Disziplinen erhält.

Die Einheit im Sinn

Die Separierung der Geisteswissenschaften war in Deutschland gut hundert Jahre lang ein Erfolgsrezept. Doch die damit verbundenen forschungspolitischen Hoffnungen erfüllen sich schon lange nicht mehr. Die Gründe dafür sind vielfältig. Sie haben nicht zuletzt mit dem Niedergang des Bildungsbürgertums zu tun, das der erste Weltkrieg schwächte, das sich unter Hitler selbst verriet und mit der Studentenbewegung von 1968 so gut wie völlig verschwand. Deshalb ist die Lage in Deutschland auch nicht mit der in anderen westlichen Ländern vergleichbar.

Doch ganz gleich, wie es anderswo ist: Wir brauchen einen Neuanfang, der die Sache der Geisteswissenschaften, unabhängig von ihrem Namen, rettet. Andernfalls besteht größte Gefahr, dass wir gerade in jenen Wissenschaften bedeutungslos werden, in denen uns andere Völker und Kulturen bewundern. Noch kommen die Nord- und Südamerikaner, die Japaner, Koreaner, Inder und eine wachsende Zahl von Chinesen nach Deutschland, um hier Alte Sprachen, Kunstgeschichte, Literatur, Musik, Theologie oder Philosophie zu studieren. Wenn wir aber die zuständigen Disziplinen weiter schwächen, wird es auch damit ein Ende haben.

Die Intensivierung der Forschung *und* der Lehre in den Bereichen von Geschichte, Sprache, Kunst und Kultur ist daher das erste Erfordernis. Das zweite liegt darin, das überkommene Selbstverständnis zu korrigieren und die Nähe der klassischen Themen des Geistes zu den Fragen des Lebens und der

Natur zu exponieren. Hierzu könnte es hilfreich sein, wenn die Geisteswissenschaften auf ihren methodologischen Hoheitsanspruch über den Zugang zu den Gebieten der Seele, der Gesellschaft und der Kultur verzichten. Sie sind Wissenschaften wie alle anderen auch, und sie sollten die Verfahren nutzen, die ihren komplexen Gegenständen angemessen sind.

Das empfiehlt sich auch deshalb, weil sie große, ja, größte Themen und Probleme zu bearbeiten haben, deren Bedeutung mit dem Anstieg des zivilisatorischen Aufwands täglich wächst: Die Fragen der Erziehung, der rechtlichen Ordnung, der sozialen Gerechtigkeit, des Vergleichs der Kulturen, der weltweiten Verständigung sowie der Sicherung des Friedens liegen auf der Hand. Hinzu kommt, dass man selbst in Ökonomie, Technik und Medizin nicht nur deshalb immer mehr über einzelne Vorhaben wissen muss, weil die sachlichen Anforderungen exponentiell steigen, sondern weil sie „akzeptabel“ gemacht werden müssen.

Tatsächlich erfordert das Problem der *Anwendung* einen ständig wachsenden Aufwand. Das belegt auch die Erforschung des Klimawandels, der Migration oder des Wachstums der Metropolen. Die besten Ergebnisse helfen nicht, wenn sie nicht von den Menschen aufgenommen und verständlich umgesetzt werden. Hier, wie in allen anderen Fällen, tritt auf unübersehbare Weise hervor, dass wir eine genauere *Kenntnis des Menschen* und seiner *Lebenslagen* benötigen. Und mit jeder Erfindung, mit jeder hinzukommenden Einsicht, mit jeder „Entschlüsselung“ der „Codes“ von Leben und Kultur wird deutlicher, wie viel mehr der Mensch tun muss, um nicht nur klug, sondern auch verantwortlich mit seinem Wissen umzugehen. Dazu braucht er ein umfängliches Wissen von der *Geschichte*, der *gesellschaftlichen Strukturen*, der *psychischen Anlagen*, der *ästhetischen* und *religiösen* Erwartungen sowie, abkürzend gesagt, seiner *Ansprüche an sich selbst*. Denn alles ist nichts ohne den Sinn, den wir darin zu erkennen vermögen.

Behutsamer Umgang mit einer Tradition

Was aber machen wir mit dem Begriff der *Geisteswissenschaften* und mit ihrem veralteten Gebietsanspruch? Auch Begriffe haben

ihre Geschichte und gewinnen in deren Gang ihren eigenen Wert. Im Fall der Geisteswissenschaften liegt er in der Exposition des *Geistes*. Das ist ein großartiger, umfassender Begriff, den wir uns nicht durch oberflächliche Hegel-Kritiker aus dem Kopf schlagen lassen sollten.

Der Geist aber ist in *allen* Wissenschaften wirksam. Und da das nicht alle wissen, sollten die traditionell auf ihn bezogenen Disziplinen die in allem wirksame *Präsenz des Geistes* herausarbeiten. Das geht nicht ohne Aufmerksamkeit für die anderen Wissenschaften, nicht ohne Sinn für die Technik und vor allem nicht ohne den Mut, sich auch mit neuen Medien in zunächst fremden Kontexten verständlich zu machen.

Wie alle diese Momente produktiv gemacht werden können, hat der große, gelegentlich sogar noch als „universal“ titulierte Hamburger Gelehrte Ernst Cassirer in seinem Lebenswerk vorgeführt.¹⁸ Cassirer hatte es nicht nötig, gegen den Geist zu polemisieren, um dennoch den Begriff der *Kulturwissenschaften* zu favorisieren. Die Kulturwissenschaften aber konnte er in seinem *Essay on Man* so zusammenfassen, dass es ihm ohne Schwierigkeiten möglich gewesen wäre, auch von *Humanwissenschaften* zu sprechen. Blicken wir aber auf die fundierende Stellung von *Geist* und *Leben* in seinem Nachlasswerk,¹⁹ hätte er auch *Lebenswissenschaften* sagen können.¹⁰

Im Übrigen hat Cassirer durch seine Studien zur Relativitätstheorie, zum Erkenntnisproblem in Physik und Biologie sowie in seiner souveränen Untersuchung über *Determinismus und Indeterminismus* in der Natur deutlich gemacht, dass Wissenschaft letztlich darauf beruht, keine festen Grenzen zu akzeptieren. Das sollte für jeden Wissenschaftler die leitende Maxime sein.

¹⁸ Ich verweise pauschal auf die jetzt geschlossen vorliegende *Hamburger Ausgabe* der Werke Ernst Cassirers, hrsg. v. Birgit Recki, Hamburg 1998 – 2007.

¹⁹ Vgl. ders., *Zur Metaphysik der symbolischen Formen*, hrsg. v. John Michael Krois, Nachgelassene Manuskripte Bd. 1, Hamburg 1995.

¹⁰ Vgl. Birgit Recki, *Ideen – Geschichte – Geist: Was die Kulturwissenschaft von Ernst Cassirer lernen könnte*, in: *Zeitschrift für Kulturphilosophie*, (Oktober 2007) 1.

Michael Klein ·
Ernst-Theodor Rietschel

Schnittstellen zwischen Geistes- und Natur- wissenschaften

Es ist nicht Vermehrung, sondern Verunstaltung der Wissenschaften, wenn man ihre Grenzen ineinander laufen lässt.“ – so Immanuel Kant in seiner

Michael Klein

PD, Dr. phil. habil., geb. 1965;
Generalsekretär der
Leibniz-Gemeinschaft,
Eduard-Pflüger-Str. 55,
53113 Bonn.
klein@leibniz-gemeinschaft.de

Ernst-Theodor Rietschel

Prof. Dr. rer. nat., Dr. med. h.c.,
geb. 1941; Präsident der
Leibniz-Gesellschaft,
Wissenschaftsgemeinschaft
Gottfried Wilhelm Leibniz e.V.,
Berlin-Büro, Schützenstr. 6,
10117 Berlin.
rietschel@leibniz-gemeinschaft.de

den Grenzen beziehungsweise an den Schnittstellen zwischen den Disziplinen vollzieht.“

Bevor wir dieser Behauptung bzw. Forderung nachgehen, ist zunächst einmal die grundsätzliche Frage zu beantworten: Was ist der eigentliche Sinn und welches das Ziel von Wissenschaft?

Welches Ziel hat Wissenschaft?

Das Ziel wissenschaftlichen Strebens ist Erkenntnisgewinn und -bewahrung, es geht darum, die Antwort auf eine bestimmte Frage zu finden. Soll nun, spezieller formuliert, die

Lösung eines auf die menschliche Existenz bezogenen Problems gefunden werden, so müssen zwei Voraussetzungen erfüllt sein: Dies sind *erstens* Kenntnisse der Methoden des Faches und deren Anwendung (etwa Analyse- bzw. Messmethoden in den Natur- und Ingenieurwissenschaften, kritisches Quellenstudium und regelgeleitete Auslegung in den historischen Wissenschaften sowie Quer- und Längsschnittstudien in den Sozialwissenschaften).

Zweitens muss der aktuelle Wissensstand im jeweiligen Fach überblickt und beherrscht bzw. berücksichtigt werden. Auch die genaue Kenntnis grundlegender Dokumente und Quellen ist von entscheidender Bedeutung, um an einer wissenschaftlichen Debatte sinnvoll teilnehmen zu können. In der aktuellen Diskussion um Charles Darwin und seine Forschungen hat man nicht selten den Eindruck, dass nur wenige Darwins Schrift vom *Ursprung der Arten durch Mittel der natürlichen Selektion oder die Erhaltung bevorzugter Rassen im Kampf um das Leben* gelesen haben, dafür eine Unmenge von Interpretationen seines Werkes.

Hinzu kommt *drittens* ein Umstand, der in den Natur- und Technikwissenschaften heute oftmals vergessen wird: Von grundsätzlicher Bedeutung ist auch die Entwicklung von Wissen und Wissenschaft in einem Fach, wenn man Entwicklungsprozesse nachvollziehen und damit Fehler vermeiden will. Auf diese Dimension hatte Blaise Pascal bereits im 17. Jahrhundert hingewiesen, indem er feststellte, dass die Erkenntnisse unserer Väter, selbst wenn wir diese revidieren, deshalb nicht einfach nutzlos sind: „Wir können nur über die Vorfahren hinausschauen, weil wir auf ihren Schultern stehen.“

Auf dieser Grundlage, das heißt auf Basis der Kenntnis und Nutzung von Methodik, Forschungsstand und -genese, wird schließlich eine Hypothese oder ein Deutungsvorschlag zur Beantwortung der gestellten Frage entwickelt und in der Fachwelt durch Veröffentlichung zur Diskussion gestellt.

Die Autoren danken Herrn Prof. Dr. Heinz Grobmann, Kronberg, und Frau Prof. Dr. Ada Neschke, Lausanne, für wertvolle Anregungen zum vorliegenden Text.

Wissenschaft ist disziplingebunden – insbesondere interdisziplinäre Wissenschaft

Das bedeutet, dass wissenschaftliche Erkenntnis zunächst einmal disziplingebunden ist und sich in einem intersubjektiven Kontext – der Diskussion – vollzieht. Ein Fortschritt ist dann erzielt, wenn die Annäherung an die Beantwortung der Fragestellung gelingt, die nicht zwangsläufig in der direkten Beantwortung der Frage, sondern auch in der Differenzierung der Fragestellung bestehen kann. Nun bedeutet die Disziplingebundenheit von Wissenschaft jedoch keinesfalls, dass es eine – heute laufend geforderte – interdisziplinäre Forschung nicht geben kann. Doch existiert diese nicht eo ipso, sondern immer nur in Bezug auf einen gemeinsamen konkreten Gegenstand und eben disziplinbezogen: methodengebunden und durch Diskussion in einer Community.

Entscheidend ist also, dass diejenige wissenschaftliche Fragestellung oder dasjenige Problem, welche(s) mit den Mitteln einer einzelnen Disziplin nicht zu lösen ist, mithilfe anderer Disziplinen (multidisziplinär oder interdisziplinär) einer Lösung zugeführt werden kann. Bloßer Erkenntnisgewinn oder Befriedigung von Neugier reichen meist als Motivation für interdisziplinäre Wissenschaft nicht aus. Natürlich gilt nach wie vor, dass sich der Erkenntnisgewinn in der Beantwortung einer bestimmten Fragestellung vollzieht, doch beinhaltet die eine Interdisziplinarität erfordernde Fragestellung oft eine konkrete Perspektive hinsichtlich eines auf das menschliche Leben konkret bezogenen Problems.

Ein Beispiel für solch einen inter- oder multidisziplinären Ansatz könnten Projekte sein, mit deren Hilfe versucht wird, mittels einer computergestützten antiken Schlachtsimulation historische und psychologische Fragestellungen zusammenzuführen; oder auch das Miteinander von Lebenswissenschaften, Sozialwissenschaften, Wirtschaftswissenschaften, der Architektur und natürlich der Sprachwissenschaften und der Philosophie bei der Beschäftigung mit dem Phänomen der alternden Gesellschaft. Nur Meister der eigenen Disziplin sind zur Interdisziplinarität fähig, die nicht, so die Mahnung des Ökonomen Peter Weise, zum unverbindlichen „Stammtisch der Wissenschaftler“ herabsinken darf.

Der große Universalgelehrte Gottfried Wilhelm Leibniz hat das vor 300 Jahren mit seinem Anspruch „*theoria cum praxi*“ ausgedrückt. Und so hat Leibniz nicht nur philosophische Studien betrieben und das Dualsystem sowie die Infinitesimalrechnung (eine Technik, um Differential- und Integralrechnung zu betreiben) entwickelt, sondern sich darüber hinaus mit konkreten Problemen wie der Konstruktion von Unterseebooten, der Verbesserung der Technik von Türschlössern sowie der Entwicklung von Geräten zur Messung der Windgeschwindigkeit befasst. Nebenbei hat er Witwen- und Waisenkassen gegründet, nach Beweisen für das Unbewusste des Menschen gesucht und Ärzten den Rat gegeben, ihren Patienten regelmäßig Fieber zu messen. Er hat hierbei seine verschiedenen Problemstellungen verschiedenartig – eben interdisziplinär – beleuchtet, wozu er als Kenner verschiedener Disziplinen in der Lage war.

Zur Entwicklung der Geisteswissenschaften

Die Geisteswissenschaften haben sich, vereinfacht dargestellt, aus den so genannten Artistenfakultäten entwickelt und dort besonders aus den „*artes liberales*“ wie Literatur, Grammatik, Sprachtheorie, Rhetorik, Geschichte und Logik (Humboldt'sche Neugliederung der Wissenschaften). Aus diesen Fächern hat sich im 19. Jahrhundert zunächst die klassische Philologie (unter dem allgemeinen Namen Philologie) formiert, aus der dann wiederum die anderen Philologien mit dem Gegenstand der unterschiedlichen Volkssprachen entstanden. Geschärft und popularisiert wurde der Begriff Geisteswissenschaften dann Ende des 19. Jahrhunderts durch Wilhelm Dilthey.

Diese Ausdifferenzierung, die alle Fächer betraf, brachte als positiven Aspekt eine fortschreitende Vertiefung im Sinne einer Spezialisierung mit sich, aber zugleich auch eine Vernachlässigung der großen Linien innerhalb eines Faches sowie den Verlust des Bewusstseins für die Verbindungen der Fächer hinsichtlich ihrer methodischen und thematischen Gemeinsamkeiten. Das Wissen um das Ganze und das Verstehen des Ganzen – also unsere Geschichte und unsere Kultur – kann

nur als das Resultat der Summe aller Teile erworben werden.

Man kann sich beispielsweise mit der Erinnerungskultur beschäftigen, mit dem Phänomen der Zeit in vormodernen Kulturen, mit Fragen der Identitätenbildung oder dem Kulturtransfer im Mittelmeerraum. Alle diese Themen setzen die Möglichkeit und Notwendigkeit voraus, auf das Wissen zahlreicher Fächer zurückgreifen zu können. Es war die in den vergangenen Jahrzehnten weit verbreitete Geschichts- und Kulturvergessenheit, die dazu geführt hat, die Bedeutung des Gegenstandes der klassischen Philologie, nämlich die klassische Antike als Fundament und den (bewussten oder unbewussten) permanenten Bezugspunkt der westlichen Kulturen, zu vergessen oder gar in Abrede zu stellen.

Insbesondere durch den angelsächsischen Einfluss nach dem Zweiten Weltkrieg erweiterte sich der Bezugshorizont der Geisteswissenschaften in Richtung der so genannten Humanwissenschaften (*humanities*), und es kam zu einer Verbindung der traditionellen mit den neuen Gesellschaftswissenschaften. Zu dem alten Kern, bestehend vor allem aus der Historie und der Philologie, stießen zum einen nun Philosophie, Ethnologie sowie Literatur-, Kunst- und Rechtswissenschaften, zum anderen aber auch die Soziologie, Pädagogik, Politologie und Psychologie, die sich auch in empirischer Methodik übten. Damit wurde der Begriff der Geisteswissenschaft stark ausgeweitet, vielleicht sogar überdehnt, da die klassische geisteswissenschaftliche Definition der Deutung der vom menschlichen Geist hervorgebrachten Dinge zwar auf einen Teil der neuen Disziplinen zutraf, aber eben nur auf einen Teil. Hier scheint auch eine Doppelgesichtigkeit der Geisteswissenschaften auf (H. Grohmann). So haben die Geisteswissenschaften idiographische Ziele, die charakteristisch sind und die sie verfolgen können (Deutung der vom menschlichen Geist hervorgebrachten Dinge). Der Versuch, es den Naturwissenschaften mit ihren nomothetischen Zielsetzungen möglichst uneingeschränkt gleichzutun, ist deshalb zum Scheitern verurteilt.

Aktuell ist den Geisteswissenschaften ein eigenes Jahr gewidmet, in dem sich zahlreiche Disziplinen darstellen. Es erscheint für unsere Zeit als symptomatisch, dass es zuvor jeweils

ein eigenes Jahr der Physik (2000), der Lebenswissenschaften (2001), der Geowissenschaften (2002), der Chemie (2003), der Technik (2004) sowie das Einsteinjahr (2005) und das Informatikjahr (2006) gegeben hat. Die Geisteswissenschaften kommen also erst an 8. Stelle und dann in toto, nicht differenziert beispielsweise nach Philosophie, Geschichtswissenschaften und Sprachwissenschaften.

Zur Entwicklung der Naturwissenschaften

Seit Mitte des 19. Jahrhunderts entwickelten sich innerhalb der Naturwissenschaften nicht nur neue Wissensgebiete und Disziplinen, sondern es veränderte sich auch das Wissenschaftsverständnis insgesamt. Die Mathematik entwickelte neue Begrifflichkeiten, die nicht mehr durch Anschauung oder das klassische Verständnis von Quantität gedeckt waren.

In der Physik wurde das von Isaak Newton entwickelte mechanische Weltbild durch Albert Einstein und Max Planck abgelöst, und in der Biologie begann man, nach genetischen Grundlagen des Lebens zu fragen. Das Verständnis der kleinsten Teile sollte beantworten, was die Welt im Innersten zusammenhält. Die großen Entdeckungen des 20. Jahrhunderts hatten hier ihre Wurzeln mit der Folge einer neuen kulturellen Bedeutung der Naturwissenschaft. Hatte Galileo Galilei gefordert: Messen, was messbar ist, und was noch nicht messbar ist, messbar machen, so ging Max Planck einen Schritt weiter: Wirklich ist, was messbar ist: die Naturwissenschaften als die messenden Wissenschaften. Wirklich sollte nur das sein, was (naturwissenschaftlich-quantitativ) erfassbar ist, ja wahr schien nur das, was messbar und reproduktiv und damit beweisbar ist.

Indem jedoch – wie wir heute wissen – gerade hier die modernen Naturwissenschaften an ihre Grenzen stoßen, wird deutlich, dass der Begriff der Wahrheit problematisch, da vielschichtig ist. Karl Popper hat am Beispiel der Newton'schen Physik gezeigt, dass auch die scheinbar sichersten naturwissenschaftlichen Grundsätze widerlegt werden können. Dies hatte sinnigerweise schon Newton selbst erkannt und geschrieben: Sein und Wissen ist ein uferloses Meer. Je weiter wir vordringen,

umso unermesslicher dehnt sich aus, was noch vor uns liegt; jeder Triumph des Wissens schließt hundert Bekenntnisse des Nichtwissens in sich.

Die Naturwissenschaften stellen sich heute als eine riesige Maschinerie zur Wissensgewinnung dar: mit einer gigantischen Armee von Forschern, einem enormen finanziellen Aufwand und einem unvorstellbaren Einsatz von Spitzentechnologie. Durch immer verfeinertere Geräte, Experimente und Techniken dringen sie in Bereiche der Realität vor, die zunächst einmal sehr weit von unserem Alltagsleben entfernt scheinen, für uns jedoch keineswegs unerheblich sind.

Will man die Welt und den Menschen verstehen, so muss man sich zwangsläufig mit den Erkenntnissen der Naturwissenschaften auseinandersetzen. Entscheidend ist dabei jedoch, aus der unendlichen Menge naturwissenschaftlichen Erkenntnisgewinns das kulturell relevante und bedeutsame Wissen auszuwählen. Hierbei ist das Problem zu überwinden, dass im allgemeinen Verständnis (auch der meisten Naturwissenschaftler) die naturwissenschaftlichen Erkenntnisse keine wesentliche kulturelle Bedeutung besitzen. Dieses Dilemma ist nicht neu, aber wenig beachtet, obwohl bereits der Physiker und Direktor der English Electric Company, Charles Percy Snow, 1959 in seinem Artikel *Die zwei Kulturen* darauf verwies. Dabei wird übersehen, dass naturwissenschaftliche Erkenntnisse zwar keinen eigenständigen Sinn haben mögen, dass ihre sinnvolle Nutzung jedoch eine kulturelle Leistung darstellt, die in unserer heutigen Gesellschaft einen ungeheuren Stellenwert einnimmt.

Zur Grenze zwischen Geistes- und Naturwissenschaften

Wo verlief oder wo verläuft die *klassische* Grenze zwischen Geistes- und Naturwissenschaften? Bei der Beantwortung dieser Frage können drei Ansatzpunkte in Betracht gezogen werden: der Gegenstand der Betrachtung, die Methodik im Sinne des Zugangs oder die Konsequenz, die aus der Beschäftigung mit einem Gegenstand gezogen wird.

Während die Betrachtung einzelner *Gegenstände* von Wissenschaft zur Herausbildung

von Fächern bzw. Disziplinen führte, also beispielsweise der Geschichte (Vergangenheit), der Medizin (der kranke oder verletzte Mensch), der Biologie (Tiere und Pflanzen) oder der Theologie (Gott und der Mensch), hat der Ansatz der methodischen Herangehensweise die Einteilung der Wissenschaften in Naturwissenschaften (Außenperspektive, auf Beobachtung beruhend mit Beschreibung, Versuch und Beweis) und Geisteswissenschaften (Innenperspektive, auf Empathie beruhend mit Beschreibung und Interpretation) zur Folge. So galt die Naturwissenschaft als die *beschreibende und erklärende* Wissenschaft, während die Geisteswissenschaft als die *verstehende und interpretierende* Wissenschaft (Hermeneutik) definiert wurde. Interessant ist an dieser Stelle zu bemerken, dass im angelsächsischen Kulturkreis nur die Naturwissenschaften als *science* anerkannt sind, während die – im deutschen Sprachraum so bezeichneten – Geistes-, Kultur- und Sozialwissenschaften als *humanities* firmieren.

Die Direktorin des Zentrums für Literatur- und Kulturforschung und Vorstandsvorsitzende der Geisteswissenschaftlichen Zentren Berlin, Sigrid Weigel, weist in diesem Zusammenhang zu Recht darauf hin, dass die Forderung nach einem Gegenpol zur einseitigen Orientierung an der Verwertbarkeit zwar durchaus berechtigt sei, jedoch werde damit zugleich das Bild der „zwei Kulturen“ (Charles Percy Snow) wiederbelebt, das heißt die – falsche – Vorstellung einer Grenze zwischen (materiellem) Fortschritt durch Anwendbarkeit (Naturwissenschaft) und (immaterieller) Kulturpflege als Eigenwert (Geisteswissenschaft). Weigel: „So profitiert jede, auch noch so anwendungsferne Forschung (etwa in der Physik) von der Aura des Nutzens, die alle Naturwissenschaften umgibt. Auf der anderen Seite gerät dadurch das tatsächliche Potenzial geistes- und kulturwissenschaftlicher Erkenntnisse aus dem Blick.“

Dennoch taugen beide definitorischen Ansätze – Gegenstand und Methodik – letztlich nicht für die Markierung einer Grenze zwischen Geistes- und Naturwissenschaft.

Ein dritter Ansatz jedoch führt an dieser Stelle weiter: die Frage nach den Motiven oder Erkenntnisinteressen, die diese Wissenschaften zuallererst hervorgebracht hatten oder der Konsequenz, die aus der Beschäfti-

gung mit einem Gegenstand gezogen wird. In der aktuellen Diskussion heißt es, dass die Natur- und Technikwissenschaften *Verfügungswissen* generieren (was mit dem Begriff *Verstand* markiert wird), während die Geisteswissenschaften danach *Orientierungswissen* bereitstellen (gekennzeichnet mit dem Begriff *Vernunft*). Das Ziel müsse es sein, Verstand und Vernunft in ein angemessenes Verhältnis zu bringen.

Während die Ergebnisse der Natur- und Technikwissenschaften (*Verfügungswissen*) das menschliche Leben zunächst lediglich erleichterten, haben sie es in den vergangenen 150 Jahren zugleich mit einer ungeheueren Geschwindigkeit derart dynamisiert, dass Orientierungs- und Organisationsstrukturen in immer kürzeren Zeitphasen relativiert wurden und werden. Damit haben sich die Naturwissenschaften nicht auseinandergesetzt. Orientierung und Ordnung war und ist nur noch für kleine Gruppen und kürzere Zeiträume organisierbar. Hier liegt die entscheidende Aufgabe der Geistes- bzw. Kulturwissenschaften.

Vor diesem Hintergrund der rasanten Entwicklungen in den Naturwissenschaften hat der Germanist und ehemalige Präsident der Deutschen Forschungsgemeinschaft sowie heutige Präsident der Alexander von Humboldt-Stiftung, Wolfgang Frühwald, 1991 von den Geisteswissenschaften gefordert, „ihre Optik auf das kulturelle Ganze, auf Kultur als Inbegriff aller menschlichen Arbeit und Lebensformen, auf die kulturelle Form der Welt, die Naturwissenschaften und sie selbst eingeschlossen“ zu beziehen. Genau das ist die Aufgabe der Kulturanthropologie und der philosophischen Anthropologie, die in Deutschland Max Weber viel verdankt. Dieser verstand unter Kulturwissenschaften alle Disziplinen, die „die Vorgänge des menschlichen Lebens unter dem Gesichtspunkt ihrer Kulturbedeutung betrachten“ und hat den Kulturwissenschaften so eine Orientierungsfunktion zugewiesen.

Schnittstellen (oder Überschneidungen) von Geistes- und Naturwissenschaften

Im Rahmen der diesjährigen Nobelpreisträgertagung in Lindau diskutierten die Gelehrten über die Beziehungen von Geistes- und

Naturwissenschaften, und der Molekularbiologe und Vorsitzende des Europäischen Forschungsrates, Fotis Kafatos, formulierte: „Wir sind alle Entdecker, wir suchen alle nach der Wahrheit.“ Genau das ist das Problem, möchte man ihm zurufen!

Die Naturwissenschaften stellen – zumindest im eigenen Verständnis – mit ihrer kritisch-empirisch-rationalen Methode die Erkenntnis der natürlichen (im Sinne von *Natur*) Lebenswelt des Menschen in den Mittelpunkt – nach Aristoteles der Welt, die nicht von Menschen gemacht wurde. Wer demnach keine anderen Quellen von Erkenntnis im Sinn von Wissenschaft gelten lässt, für den gibt es zu den Naturwissenschaften keine Alternative – wahr ist, was beweisbar ist! Diese Deutung wird von dem Mittelalterphilologen und Vorsitzenden des Wissenschaftsrates, Peter Strohschneider, relativiert, indem er feststellt: „Im Gegensatz zur Natur sind die Naturwissenschaften ein Produkt der Kultur“, weshalb auch der Abstand von Geistes- und Naturwissenschaften geringer sei als der von Natur und Naturwissenschaft. Da unbestritten ist, dass menschliches Handeln und Verhalten biologische Grundlagen haben, deren Ausprägung jedoch eine Kulturleistung ist, greifen an dieser Stelle Geistes- und Naturwissenschaften ineinander.

Zwar ist die Einteilung in Fächer bzw. Disziplinen weiterhin sinnvoll, doch muss dabei gesehen werden, dass jeder Gegenstand von wissenschaftlicher Betrachtung dynamisch und offen ist und es gerade an den Rändern (z. B. Soziobiologie, Biochemie, Anthropologie, Ökologie) Bewegung gibt. *Grenzen* sollten daher nicht als trennendes Ende verstanden werden, sondern als die Notwendigkeit der Fortsetzung, als verbindende Berührungspunkte, eben als Schnittstellen, die sich überall da aufdrängen, wo die Herausforderungen der Zukunft nicht mehr mit einem einzigen Modell bzw. einer einzigen Methode innerhalb einer einzelnen Disziplin zu lösen sind. Im „Gegenstand“ Mensch werden die Grenzen zwischen Natur- und Geisteswissenschaften zu Überschneidungen, die zwar große Risiken bergen, aber auch enorme Chancen bieten. Einen vorbildlichen Ansatz hat hier das Anfang 2007 an der Universität Tübingen eröffnete *Forum Scientiarum*, das sich im Rahmen des ersten Studienkollegs mit

dem Thema *Biologische und kulturelle Grundlagen menschlichen Denkens* beschäftigt. Auch die europäische Arbeitsgruppe *Philosophische Anthropologie*, die in Deutschland an der TU Dresden vertreten ist, leistet hier durch ihre jährlichen Kongresse wertvolle Arbeit.

Fazit

Für eine Gesellschaft ist es von grundlegender Bedeutung, kulturell relevantes Wissen zu erkennen und darüber einen Konsens herzustellen. Das klingt abstrakt, doch sind die Fragen, die Sigrid Weigel in diesem Zusammenhang stellt, mehr als konkret: „Was folgt aus der Entschlüsselung des genetischen Erbguts und wie verhält es sich zum kulturellen Erbe? Welche Folgen hat die Reproduktionsmedizin für Familienstrukturen, Generations- und Geschlechterverhältnisse?“

Es besteht Einigkeit darüber, dass die Biologie die Frage „Was ist der Mensch?“ nicht in einem umfassenden Sinn beantworten kann. Sie kann seine Einzelteile (im Sinne von Bauteilen) definieren und deren Zusammenwirken erklären, mehr jedoch nicht. Was ist der Mensch? Das ist die aktuelle Grundfrage unserer Kultur, von deren Beantwortung die Art des künftigen Umfeldes eines jeden Menschen abhängt – und das eben insbesondere vor dem Hintergrund der naturwissenschaftlichen Erkenntnisexplosion.

Die moderne Wissenschaft erklärt den heutigen Menschen zum *homo sapiens sapiens*: zum verstandes- und vernunftbegabten Wesen. Auf diese umfassende Begabung wird es ankommen, wenn es gilt, die Lebensumstände der Menschheit – wie auch des einzelnen Menschen – zu bestimmen. Einfacher formuliert: Während die Frage, welche Erkenntnisse helfen, Krankheiten zu heilen, von den Naturwissenschaften beantwortet wird, reicht zur Beantwortung der viel wichtigeren Frage *Welche Medizin für wen?* die naturwissenschaftliche Erkenntnis nicht aus. Hier sind kulturwissenschaftliche Leistungen gefordert. Wer also die Frage nach dem Nutzen der Geisteswissenschaften stellt, der stellt zugleich auch die Frage nach dem Nutzen des Menschen. Odo Marquard hat dies Mitte der 1980er Jahre so formuliert: „Je moderner die moderne Welt wird, desto unvermeidlicher

werden die Geisteswissenschaften.“ Und Detlev Ganten resümierte 2003, dass sich „die Naturwissenschaften aufgrund der Erkenntnisse des 20. Jahrhunderts immer stärker auf die elementaren Fragen von Leben und Materie und Zeit und Raum fokussieren. Damit kommen wir in Bereiche, in denen die Naturwissenschaften, Geisteswissenschaften und Philosophie noch weniger zu trennen sind als in der Vergangenheit.“

Das fortschreitende Verständnis neurobiologischer Prozesse des Denkens, Fühlens und Handelns fordert so beispielsweise nicht nur die jüdisch-christliche Auffassung heraus, wonach der Mensch als Geschöpf Gottes zur Freiheit gegenüber sich selbst und seinen Mitmenschen geschaffen ist, sondern auch die Grundlagen der Aufklärung.

Bundesforschungsministerin Annette Schavan hat vor diesem Hintergrund Ende 2005 im Deutschen Bundestag festgestellt: „Deshalb werden die ethischen Fragen etwa in den Biowissenschaften uns in den kommenden Jahren immer wieder vor schwierige Abwägungen stellen. Verantwortungsbewusste Güterabwägung in einer solchen Situation geschieht immer in einem kulturellen Kontext, der zum Zusammenhalt unserer Gesellschaft gehört.“

In der modernen wissenschaftlichen Beschäftigung mit dem Menschen leuchten daher ebenso die Grenzen wie die Schnittstellen zwischen Geistes- und Naturwissenschaften auf. Überspitzt formuliert erforschen Naturwissenschaften den Menschen aus der Perspektive von außen als *Sache*, die Geisteswissenschaften jedoch aus der Perspektive von innen als *Person* (A. Neschke). Die Trennung von *Sache* und *Person* ist für den europäischen Kulturraum fundamental, und bisher wurde diese Trennung von den Natur- und Geisteswissenschaften als konstitutiv respektiert. In jüngerer Zeit dehnen die Naturwissenschaften, animiert etwa durch ihre Erfolge im Rahmen der Hirnforschung, jedoch ihre Grenzen immer weiter auf das traditionelle Gebiet der Geisteswissenschaften aus. Sie tun dies, indem sie die persönliche Form des Menschen zu einer neuronal funktionierenden *Sache* erklären.

Ob dem Versuch geisteswissenschaftlicher Zweige, auf das Territorium der Naturwis-

senschaften vorzudringen, in der Absicht, die evolutionsbiologischen Hintergründe der Genese der sächlichen Form des Menschen nicht naturwissenschaftlich erklären zu wollen, ähnliche Bedeutung zukommt, soll hier offen bleiben. In jedem Fall werden die Schnittstellen zwischen Geistes- und Naturwissenschaften zur Überschneidung. Die gleiche Referenz – der Mensch – wird verschieden interpretiert, die Interpretationen kollidieren.

So ist die heutige Situation einerseits dadurch geprägt, dass Schnittstellen zwischen Geistes- und Naturwissenschaften positiv wahrgenommen, gemeinsam analysiert und für beide Seiten gewinnbringend genutzt werden. Es muss aber andererseits auch konstatiert werden, dass an der bisherigen Koexistenz von Geistes- und Naturwissenschaften in Bereichen, die den Menschen betreffen, Konfliktlagen entstanden sind. Diese erfordern notwendigerweise das interdisziplinäre Gespräch mit der Verpflichtung des gegenseitigen Anhörens, Verstehens und Korrigierens. Dieser notwendige Dialog dient letztendlich dem Urauftrag aller Wissenschaften, nämlich der Befriedigung des fundamentalen Interesses der Menschen an Erkenntnis.

Albrecht Koschorke

Über die angebliche Krise der Geisteswissenschaften

Im Jahr der Geisteswissenschaften ist sie wieder auf dem Spielplan: Die Krise. Krise der Geisteswissenschaften. Aber gibt es sie überhaupt, diese exklusive Misere? Falls ja, worin genau besteht sie? Und warum kreist der Krisendiskurs dauernd und immer nur um die Geisteswissenschaften?

Inzwischen handelt es sich sogar um eine Krisenerzählung mit zwei Teilen: In Teil I wird behauptet, die Geisteswissenschaften seien in Bedrängnis, weil ihnen Gelder entzogen und Stellen gestrichen würden; sie erhielten keine Unterstützung von Seiten der Politik und hätten die öffentliche Meinung gegen sich, nicht einmal mehr die Feuilletons seien ihnen gewogen; sie könnten oder wollten sich nicht ständig ins Rampenlicht stellen und würden dafür bestraft; die Formate der Wissenschaftsförderung, von den Verbundforschungseinrichtungen bis zur Exzellenzinitiative, seien wie das ganze Drittmittelunwesen nicht auf die besonderen Eigenarten und Bedürfnisse geisteswissenschaftlicher Tätigkeit abgestimmt.

In Teil II ändert sich zwar nicht unbedingt der Befund, wohl aber die Tonlage: Es sei nun an der Zeit, hört man, mit dem Lamento aufzuhören; das angeblich schlechte Erscheinungsbild der Geisteswissenschaften in der Öffentlichkeit habe auch mit der Larmoyanz ihrer Vertreter zu tun und sei daher von ihnen mitverschuldet; viele Fächer seien

Albrecht Koschorke

Dr. phil, geb. 1958; Professor an der Universität Konstanz, Fachbereich Literaturwissenschaft, Fach D 160, 78457 Konstanz.
albrecht.koschorke@uni-konstanz.de
www.uni-konstanz.de/FuF/Philo/LitWiss/Germanistik/sites/personalia/koschorke/koschorke.htm

überspezialisiert, und ihre Vertreter könnten ihr Anliegen der Öffentlichkeit nicht mehr allgemeinverständlich vermitteln; aus der Diskussion der großen Fragen der Zeit hätten sich die Geisteswissenschaftler weitgehend zurückgezogen und sich überhaupt stark entpolitisiert. Statt unablässig zu klagen, müsse man endlich wieder in die Offensive gehen und der restlichen Welt begreiflich machen, dass sie die Geisteswissenschaften nötig habe. – Diese Wendung des Narrativs läuft darauf hinaus, dass sich die Geisteswissenschaftler ermannen und neues Selbstbewusstsein an den Tag legen sollen. Allerdings bleibt unklar, wodurch dieser Wandel in der Befindlichkeit motiviert wird. (Es handelt sich dabei um eine Trendwende, die, wir mir scheint, auffällige Parallelen zur wirtschaftlichen Erholung in Deutschland aufweist.)

Aber eine Offensive aus der Defensive heraus ergibt noch keine starke Position. Oft steckt das Problem ja schon in der Art und Weise der Definition: Wer in einem Atemzug von ‚Krise‘ und ‚Geisteswissenschaften‘ spricht, löst eine Kette von Reflexen aus. Viele nicht unmittelbar Betroffene werden dann gar nicht mehr zuhören wollen, ist ihnen diese Geschichte doch schon oft genug erzählt worden. Auch flammende Appelle zur Rettung der Geisteswissenschaften im Allgemeinen gibt es mehr, als irgendjemand verkraften kann. Sie erreichen daher selten ihr Gegenüber und haben eher den Charakter von *In-group*-Kommunikationen, in denen sich eine Gemeinschaft nicht nur ihrer Werte, sondern auch ihrer Grenzen versichert.

Auch die Art und Weise der Argumentation bei solchen Appellen folgt erwartbaren Reflexen. Wer das Schlagwort ‚Krise der Geisteswissenschaften‘ aufbringt, wird erstens einen gewissen kulturapokalyptischen Ton anschlagen. Er wird zweitens die Geisteswissenschaften als Statthalter der Kultur durch ihre klassischen Gegner bedroht sehen: Technik (einschließlich der technologischen Revolution in den Medien) und Ökonomie. Damit schreibt er eine Konstellation fort, in der sich die Geisteswissenschaften seit ihrer disziplinären Ausformung im 19. Jahrhundert verfangen haben: hier die ‚Realia‘, dort das zusehends nutzlose klassische Bildungsgut. Daraus folgt, dass man in die Situation kommt, den *Wert des Nutzlosen* zu verteidigen. Zwar – so lautet das Argument – sei der ökonomische Nutzen ge-

ring, wenn jemand tote Sprachen erlerne, sich in Papyri vertiefe oder den Wanderungsbewegungen künstlerischer Ornamente nachforsche, aber eine Kulturnation müsse sich einen solchen Überfluss ebenso leisten wie subventionierte Opern oder Museen.

Mit diesem Imperativ zum Bestandsschutz für nutzlose, aber wertvolle Bildungs- und Kulturgüter verbindet sich regelmäßig eine pessimistische Gesellschaftsprognose, und zwar mit Blick auf das Überhandnehmen eines rein ökonomischen Denkens. Wie vieles andere auch scheinen dann die Geisteswissenschaften in der Gefahr, einem sich über alle Bereiche des gesellschaftlichen Lebens ausbreitenden Ökonomismus zum Opfer zu fallen. So lautet der Tenor der meisten Äußerungen, die letztlich auf der alten Opposition von Geist und Geld beruhen und damit auf Argumentationsmuster zurückgreifen, die mindestens so alt sind wie die Wissenschaft der Ökonomie selbst, die also bis weit ins 18. Jahrhundert reichen.

Geisteswissenschaften: Kosten- und Nutzenrechnung

Dagegen ist zweierlei einzuwenden: *Erstens* stellt sich die Frage, ob es strategisch geschickt ist, sich von seinem Gegner (in diesem Fall: dem ökonomischen Denken) die Kriterien der Selbstbeurteilung (Nutzlosigkeit) diktieren zu lassen, um dann ein mehr oder minder kämpferisches „Ja, aber“ vorzubringen. *Zweitens* ist zu fragen, ob dieser Befund so pauschal überhaupt richtig ist. (Gut gemeinte Gesellschafts- und Kapitalismuskritik schützt ja nicht vor Gedankenlosigkeit.)

Was ist denn so liebenswert nutzlos an den Geisteswissenschaften? Gibt es heute noch jemanden, der die Ausbildung guter Deutsch- und Fremdsprachenlehrer für unnütz hält, insbesondere nach dem deutschen PISA-Desaster? Ist Allgemeinbildung etwa kein Wirtschaftsfaktor? Wer bezweifelt, dass ein wirtschaftlich prosperierendes Land ein funktionsfähiges Rechtssystem braucht, das heißt kundige Juristen, die es ständig den Gegebenheiten anpassen und ‚bespielen‘? Stellen Unternehmensleitungen, die bei der Rekrutierung von mittlerem und Führungspersonal über die ‚weichen‘, sprich: kulturellen Standortfaktoren genau im Bilde sind und erheblich

von der Attraktivität kommunaler Einrichtungen profitieren, die Ausbildung von fähigen Bühnendramaturgen und Museumskuratoren in Frage? Wie denken der Wirtschaftsdezernent der Stadt Kassel, die alle fünf Jahre die Documenta ausrichtet, oder der Finanzsenator des Wissenschaftsstandorts Berlin, aber letztlich auch jeder um gehobenen Tourismus bemühte Kreisrat über die Amortisation von Investitionen in Bildung und Kultur? Man muss das nicht zu seinem Lieblingsargument machen, aber es ist eine ökonomische Tatsache, dass der Kulturbetrieb in postindustriellen Gesellschaften eine der Branchen mit höchster Wertschöpfung ist.

Das Klischee vom Luxuscharakter der Geisteswissenschaften ist falsch; es gibt genügend Indikatoren, die dies belegen: Da ist zum einen die große, von Jahr zu Jahr unverdrossen wachsende Nachfrage von Seiten junger Schulabgänger nach einem Studienplatz in geisteswissenschaftlichen Fächern, die trotz gleichen oder sogar sinkenden Personalstands in den betroffenen Fächern immer noch einigermaßen ordentlich bewältigt wird. Auch wenn davon nicht alle zu einem Studium dieser Art berufen sind, die meisten können sehr gut begründen, warum sie sich für die akademische Beschäftigung mit Gegenständen entscheiden, die nicht unmittelbar verwertungsrelevant scheinen. Und anders, als gemeinhin behauptet wird, sind die Berufsaussichten für Geisteswissenschaftler sogar vergleichsweise gut. Man muss allerdings nach Abschluss des Studiums je nach Fachrichtung mit einer schwierigen Orientierungsphase rechnen; geradlinige Berufswege sind eher die Ausnahme. Aber hier stehen die kreativen Berufe im Bereich Kultur an der Spitze einer Bewegung (Stichwort: „Bastelbiographie“), die sich, wenn die Prognostiker Recht behalten, als eine gesamtgesellschaftliche Realität durchsetzen wird.

Wenn man von der Nutzen- zur Kostenanalyse übergeht, wird die Bedeutung der Geisteswissenschaften noch deutlicher. Wie das Schicksal der Okkupation des Irak durch die USA zeigt, können sich die Kosten für *mangelnde soziokulturelle Kompetenz*, für fehlende Dolmetscher, Religionsexperten und Ethnologen, für den überangenehmen Rat von Kennern der Kultur des Mittleren Ostens schnell auf zwei- bis dreistellige Milliardenbeträge summieren. Weniger spektakulär,

aber gleichwohl beträchtlich sind die Folgen fehlender Sprach- und Kulturkompetenz in internationalen Organisationen und Firmen, bei politischen und humanitären Kriseninterventionen, im Prozess der europäischen Einigung und in vielen vergleichbaren Fällen.

Misere der deutschen Hochschulen

Nun gibt es tatsächlich eine Misere, aber sie betrifft nicht exklusiv die Geisteswissenschaften und diese auch nicht alle in gleichem Maße. Das Pluralwort ‚Geisteswissenschaften‘ erweist sich hier für die Analyse der Entwicklung an deutschen Hochschulen eher als hinderlich.

Zunächst einmal haben die deutschen Universitäten insgesamt mit schwierigen Bedingungen zu kämpfen. Gemessen an früheren Verhältnissen in Deutschland und im internationalen Vergleich sind sie heute erheblich unterfinanziert. Daran werden auch punktuelle Maßnahmen wie die Exzellenzinitiative, die ja nur einen Teil der den Hochschulen in den vergangenen Jahren abgeforderten Einsparungen nach einem aufwändig ermittelten Leistungsschlüssel zurückerstattet, nichts ändern. Die Finanzknappheit ist für kleine Fächer besonders verhängnisvoll, etwa in den Altertumswissenschaften. Mit den Fächergruppen brechen ganze Traditionsbestände weg – teilweise einfach deshalb, weil die Nachfrage fehlt. Generell trifft Geldknappheit jedoch die Geisteswissenschaften am wenigsten hart, und zwar aus drei Gründen:

Erstens liegt es in der Natur ihrer Gegenstände und Arbeitsweisen, dass sie auf ein muttersprachliches Nuancierungspotenzial nicht verzichten können. Kurz gesagt ist hier die Bindung an die deutsche Sprache als Wissenschaftssprache am größten, und das setzt dem viel beklagten *brain drain* insbesondere in die angelsächsischen Länder gewisse Grenzen. (Es bringt allerdings auch den Nachteil der Isolation und Inselbildung mit sich; deutschsprachige Forschungsergebnisse werden international kaum noch wahrgenommen.) *Zweitens* ist geisteswissenschaftliche Forschung im Allgemeinen nicht teuer und kann deshalb im Einzelfall auch bei mangelnder Finanzierung erfolgreich sein. *Drittens* schließlich lebt diese Forschung von Inspirationen, die nicht einfach monetär verrechen-

bar sind. Dazu zählt nicht zuletzt der Inspirationsraum europäischer Städte und Kulturlandschaften mit ihrer langen und reichhaltigen Tradition, die in vielen Teilen der Welt, vor allem in den USA, kein vergleichbares Gegenstück hat. Das erklärt, warum Deutschland mit anderen europäischen Ländern in der geisteswissenschaftlichen Theoriebildung nach wie vor eher zu den Exporteuren als Importeuren gehört. (Manches kommt dann, über mehrere Rezeptionsstufen vermittelt, als Re-Import aus den USA wieder zurück.)

Viele Geisteswissenschaftler neigen dazu, Missstände, die sie im universitären Alltag zu bewältigen haben, auf ihre kollektive Benachteiligung gegenüber ‚den‘ Naturwissenschaftlern zurückzuführen. Das liegt oft schlicht darin begründet, dass sie sich kaum je mit einem Naturwissenschaftler unterhalten. Sonst würden sie nämlich erfahren, dass Naturwissenschaftler über ganz ähnliche Dinge jammern wie ihre Kollegen aus den *humanities*: Verknappung der ohne zusätzlichen Antragsaufwand verfügbaren Ressourcen, Überreglementierung, Bürokratie, verordnete Interdisziplinarität und so weiter. Tatsächlich gibt es in fast allen Fachgruppen Begünstigte und Benachteiligte. Und plötzlich ändert sich das Bild: Man muss nicht mehr die bedrohte Kultur gegen Technokratie und ökonomischen Utilitarismus ausspielen, sondern findet quer durch die Disziplinen hindurch Allianzen von ‚Gewinnern‘ und ‚Verlierern‘ der Forschungsförderung und Wissenschaftspolitik.

Wissensökologie

Statt, einen alten Graben vertiefend, Geistes- und Naturwissenschaften wie zwei monolithische Blöcke gegeneinander aufmarschieren zu lassen, sollte genauer hingesehen werden: Bei differenzierterer Betrachtung stellen sich nämlich ganz andere Grenzverläufe her: Da scheiden sich in der Tat ‚modische‘ Wissenschaften von Fächern, die nur eine geringe öffentliche Wertschätzung genießen. Auf manchen Gebieten finden Entwicklungen statt, die von vornherein profitabel sind oder es zu werden versprechen, während anderswo – selbst wenn dort Durchbrüche von enormer theoretischer Tragweite erzielt werden sollten – abseits jeglicher Profitinteressen geforscht wird.

Teilweise verläuft diese Grenzlinie zwischen angewandter und Grundlagenforschung, oder nüchterner: zwischen Wissenschaften, die große Dinge in Aussicht stellen (derzeit etwa die Humangenetik), und rein theoretischen Disziplinen. Man findet entsprechende Gegensätze innerhalb der Physik, Biologie, Mathematik ebenso wie innerhalb von Fächern, die sich traditionell den Geisteswissenschaften zurechnen (etwa der Linguistik). Ein Vertreter der *string theory*, der kosmologische Modelle durchrechnet, die jenseits experimenteller Verifizierbarkeit liegen, hat aus diesem Blickwinkel mehr mit einem theoretischen Mathematiker und vielleicht sogar mehr mit einem Philosophen gemein als mit seinem Kollegen im selben Institut zwei Bürotüren weiter, der seine Entdeckungen auf dem Gebiet der Nanotechnologie serienweise zur Patentreife bringt und deshalb vom Landesministerium hofiert wird. – Ein anderes Beispiel: Von Eingeweihten erfährt man, dass Evolutionsbiologen, die sich wirtschaftlich folgenlos mit Schmetterlingsflügeln und Insektenbeinen befassen, niemanden so inbrünstig hassen wie ihre wichtigtuerischen Kollegen von der Genetik, die alle öffentliche Zuwendung auf sich ziehen, weil sie mit der Entwicklung genmanipulierten Saatgutes oder neuartiger Heilverfahren das Versprechen verbinden, die Menschheit von ihren drängendsten Problemen zu erlösen.

Das wäre reichhaltiger Stoff für einen neuen Artikel, den Berufenere schreiben mögen. Worauf es mir hier ankommt, ist, die Geisteswissenschaften aus einer Rolle der Opposition herauszuholen, in der sie nur verlieren können. Man sollte sie nicht zu einem Kranz von Orchideenfächern stilisieren (was nicht zutreffend ist) und nicht in eine falsche romantische Opposition zu unserer technisch-ökonomischen Zivilisation bringen. Der eigentliche Gegensatz heißt nicht: Geist versus Natur/Technik/Ökonomie, sondern: theoretisches versus praktisches Erkenntnisinteresse, *langfristige* versus *kurzfristige* Wissenschaftsplanung (soweit man Wissenschaft überhaupt planen kann).

Ein Gutteil der wissenschaftlichen Arbeit beschränkt sich schlicht darauf, Erkenntnisse und Fähigkeiten nicht verloren gehen zu lassen, sie vor dem Sog des Vergessens zu schützen und sicherzustellen, dass sie an aktuelle Theoriesprachen und Fragestellungen an-

schließbar bleiben. Ein anderer, wesentlicher Teil besteht darin, Erkenntnisse *um ihrer selbst willen* zu sammeln, zu ergänzen, zu vertiefen. Das ist für die meiste Zeit einigermaßen unspektakulär und Außenstehenden nicht leicht zu vermitteln. Und doch bildet dies den eigentlichen Nährboden für Innovationen, die schließlich die ganze Menschheit bewegen. Wann und wo dies geschieht, ist kaum voraussagbar – wie jeder weiß, der etwas von echter wissenschaftlicher Forschung versteht. Wissenschaft ist immer eine ‚Mischkalkulation‘ aus Erkenntnis- und Anwendungsinteresse, zweckfreier Neugier und (oft unerwarteter) Nützlichkeit.

Man muss die ökonomische Denkart also besser verstehen, als sie sich teilweise selbst versteht, und um den Faktor einer *wissensökologischen Nachhaltigkeit* ergänzen, der in der Tat in Politik und Wirtschaft gern aus dem Blick gerät. Das ist ein Problem, das – sagen wir – die Assyrologen mit vielen industriefern arbeitenden Naturwissenschaftlern teilen. Mit der Ökologie der Wissenschaften verhält es sich wie mit anderen Biotopen: Sie bewegen sich in langen Zyklen und gedeihen langfristig nur dann, wenn die Artenvielfalt gesichert ist. – Hier kommen die Geisteswissenschaften wieder ins Spiel, aber diesmal nicht als betroffene Opfer, sondern als Quelle einer letztlich für die Praxis sehr relevanten Einsicht: Wie alle Kulturen sind auch Wissenskulturen hochgradig reizempfindliche und sich wechselseitig beeinflussende Gebilde; Innovationspfade halten sich nicht an die Aufgliederung in Sparten und Disziplinen, sondern verlaufen gleichsam querfeldein, wie man an der Geschichte besonders produktiver und revolutionärer Wissenschaftsepochen studieren kann. Es geht ja, über die Ansammlung von positivem Fachwissen hinaus, um die *Eröffnung allgemeiner Denkmöglichkeiten*, die alles bisher Gedachte und Denkbare überschreiten, sich folglich auch nicht auf ein umgrenztes Feld des Wissens beschränken und nicht durch Planungsvorgaben steuerbar sind.

tische Ansätze in jüngster Zeit auch auf bisher fremden Territorien zu verzeichnen haben. Es ist ja inzwischen viel von politischer Kultur, von Rechts-, Unternehmens- und Wissenskulturen (sogar Laborkulturen) die Rede. Das heißt nichts anderes, als dass eine der Herkunft nach geisteswissenschaftliche Betrachtungsweise auch für die Analyse sozialer und technischer Prozesse, die denkbar weit von schöngeistiger Liebhaberei liegen, an Bedeutung gewinnt. Eine entsprechende Reichweite erlangen Begriffe, die zuvor scheinbar den Schönen Künsten vorbehalten waren: ‚Poetik‘; mitsamt ihren Derivaten, ‚Performanz‘, ‚Evidenz‘, ‚Repräsentation‘, ‚Fiktion‘ und ‚das Imaginäre‘. All diese Wörter haben sozusagen ihren Stamplatz auf dem Gebiet der Ästhetik im engeren Sinn; aber sie werden in wachsendem Maß auf die Gesamtheit der *sozialen Aisthesis* und damit der gesellschaftlichen Produktion von Wissen bezogen, wie sie nach und nach ins Blickfeld umfassender kulturwissenschaftlicher Analysen gerät.¹

Diese Entwicklung erlegt den zuständigen Fachdisziplinen eine ungewohnte und paradoxe Aufgabe auf: Sie müssen sich der inflationären Verwendung des Begriffs ‚Kultur‘ und der daraus abgeleiteten Kategorien erwehren und vielmehr die *Grenzen* eines oft voreiligen Kulturalismus betonen. Wie die unheilvolle Formel des ‚Kampfes der Kulturen‘ oder die unbedachte Verallgemeinerung des Kollektivsingulars ‚Islam‘ zeigen, kann die *Überschätzung von kulturellen und religiösen Faktoren* ebenso fatale Auswirkungen haben wie kulturelle Inkompetenz auf der anderen Seite. Es würde klüger (und billiger!) sein, weltgesellschaftliche Konflikte wirtschaftlich, politisch und diplomatisch zu behandeln, anstatt sie etwa zu religiösen Endzeitszenarien zu vergrößern. Auch dazu bedarf es der Geisteswissenschaften – um auf die *Kosten* hinzuweisen, die entstehen können, wenn man am falschen Ort ‚Kultur‘ sagt, statt: Armut, Ungerechtigkeit, Unterdrückung, Umweltzerstörung, Staatszerfall.

Entgrenzung des Kulturbegriffs

Innerwissenschaftlich befinden sich die Geisteswissenschaften, ohne sich dessen vollständig bewusst zu sein, geradezu auf Expansionskurs. Das macht sich an den erheblichen ‚Geländegewinnen‘ bemerkbar, die kulturalis-

¹ Näheres hierzu in: Albrecht Koschorke, Codes und Narrative. Überlegungen zur Poetik der funktionalen Differenzierung, in: Walter Erhart (Hrsg.), Grenzen der Germanistik. Rephilologisierung oder Erweiterung? DFG-Symposium 2003, Stuttgart 2004, S. 174–185.

Freiraum für Geisteswissenschaften

Nicht erst seit Beginn des ihnen gewidmeten Wissenschaftsjahrs 2007 sind die Geisteswissenschaften in Deutschland Gegenstand und die Geisteswissenschaftler Beteiligte einer öffentlichen Diskussion, die sich von den Debatten über ihre Lage in vorangegangenen Jahren deutlich unterscheidet. Statt vor allem Klage über schwindende Ressourcen,

Peter Strohschneider

Dr. phil., geb. 1955; Professor für Germanistische Mediävistik an der Ludwig-Maximilians-Universität München; seit 2006 Vorsitzender der Wissenschaftsrats, Brohler Straße 11, 50968 Köln. Vorsitzender@Wissenschaftsrat.de

Forschungsleistungen oder angemessene Förderungsprogramme diskutiert.

Zu einem wieder erstarkenden Selbstbewusstsein, aber auch zu mehr Präzision bei der Bestimmung von Mängeln und bei Vorschlägen zu deren Behebung haben die Initiativen von VW- und Thyssen-Stiftung („Pro Geisteswissenschaften“), die Förderinitiativen von DFG und BMBF und nicht zuletzt die im Januar 2006 vom Wissenschaftsrat veröffentlichten „Empfehlungen zur Entwicklung und Förderung der Geisteswissenschaften in Deutschland“ erheblich beigetragen. Rhetorische Abrüstung macht Leistungen und Defizite der Geisteswissenschaften inzwischen in einer Weise sachlich verhandelbar, die in den meisten Wissenschaften selbstverständlich ist. Geisteswissenschaften, die sich bisweilen darin gefielen, sich in prinzipieller Differenz gegenüber den anderen Wissenschaften zu beschreiben, werden mehr und mehr zu Wissenschaften unter Wissenschaften. Was sie von anderen Wissenschaften

unterscheidet, das ist kategorial völlig vergleichbar mit denjenigen Unterschieden, welche etwa zwischen Molekularbiologie und Maschinenbau oder zwischen Ozeanographie und Theoretischer Physik bestehen und dort als ganz unproblematisch akzeptiert werden. Eine Selbstbeschreibung als „Wissenschaften unter Wissenschaften“ ist für die Geisteswissenschaften eine Rücknahme von strukturellen Überforderungen und zugleich ein ambitionierter Anspruch. Hinsichtlich der für geisteswissenschaftliche Forschung und Lehre erforderlichen Freiräume folgt nämlich aus dieser Selbstbeschreibung: Weder können solche Freiräume von den Geisteswissenschaften im Namen höherer Rechte exklusiv eingefordert, noch auch könnten sie von anderen gönnerhaft zugestanden werden.

„Freiraum“ kann hier und im Weiteren als Chiffre dienen für all jene Bedingungen, welche die Geisteswissenschaften zur Entfaltung ihrer Kreativität und Produktivität strukturell benötigen. Insofern wird auf die Frage nach Freiräumen für die Geisteswissenschaften auch keine nur auf den Einzelnen bezogene Antwort gesucht; unbegrenzte Zeit in einer so wohl ausgestatteten wie temperierten Bibliothek wäre ohnehin in manchen Fällen Antwort genug. Vielmehr geht es mir für die Geisteswissenschaften insgesamt um die Skizze einer Antwort auf die Frage, wie sich die Bedingungen ihres Gelingens strukturell verbessern lassen. Unter diese fallen sowohl solche, die die Geisteswissenschaften mit anderen Wissenschaften teilen, als auch solche, die für sie spezifisch sind.

Mit Blick auf vier unterschiedliche Dimensionen soll von solchen Bedingungen hier in aller Kürze die Rede sein, nämlich hinsichtlich *erstens* des institutionellen Orts der Geisteswissenschaften, sodann *zweitens* ihrer Arbeitsformen und *drittens* der Mehrsprachigkeit ihrer wissenschaftlichen Praxis, sowie schließlich *viertens* hinsichtlich des öffentlichen Diskurses über ihren Nutzen.

Institutionelle Bedingungen

Nicht allein aufgrund des wissenschaftsgeschichtlichen Beitrags Deutschlands zu ihrer Genese im 19. Jahrhundert zählen die modernen Geisteswissenschaften unvermindert zu den herausragenden Leistungsausweisen,

wenn heute von Deutschland als einem Wissenschaftsstandort die Rede ist. Zu ihrer institutionellen Basis gehören rund achtzig größere öffentlich finanzierte außeruniversitäre Forschungseinrichtungen, einzigartige Bibliotheken, Archive und Sammlungen, vor allem aber die Fakultäten und Fachbereiche an den Universitäten des Landes. Lässt man die Technischen Universitäten einmal beiseite, so findet sich unter den – nach dem Maß ihrer DFG-Drittmittel – 15 forschungsstärksten Universitäten keine, die nicht auch über starke Geisteswissenschaften verfügte. All dies indiziert zunächst einmal eine weltweit einzigartig günstige wissenschaftsstrukturelle Ausgangslage.

Dennoch wird an den Universitäten über schwindenden Freiraum für geisteswissenschaftliche Forschung geklagt. Und zuweilen geht diese Klage soweit, dass sie nicht allein den Niedergang der Geisteswissenschaften behauptet, sondern damit zugleich den Untergang der Universität als ihres institutionellen Ortes. Eine derartige Identifikation von Geisteswissenschaften und Universität hat geistes- und institutionengeschichtliche Ursachen, die in der besonderen Funktion und Aufwertung der philosophischen Fakultät im Zuge der Universitätsreformen Wilhelm von Humboldts und Friedrich Schleiermachers nach 1806 wurzeln. Bei solchem Besitzerstolz, mit dem Geisteswissenschaftler aus dieser Tradition heraus gerne so possessiv wie exklusiv von „unserer“ Universität sprechen, gerät freilich leicht in Vergessenheit, dass zur emphatisch beschworenen Einheit der philosophischen Fakultät ehemals auch die Naturwissenschaften zählten.

Wenn über Freiräume und deren Bedrohung im institutionellen Zusammenhang der Universitäten zu sprechen ist, dann lohnt es sich zu unterscheiden zwischen Einschränkungen, die tatsächlich aus der spezifischen Situation der Geisteswissenschaften resultieren, und solchen, die sich für alle Fachgebiete aus den durchgreifenden Veränderungsprozessen der Universität als Institution ergeben. Nur dann nämlich lässt sich die maßgebliche Frage beantworten, ob zur Behebung von Mängeln Allianzen mit anderen Disziplinen geschmiedet werden können oder ob auch einmal Alleingänge der Geisteswissenschaften unvermeidlich sind.

Eine Besonderheit der Situation der Geisteswissenschaften liegt zunächst in den weiterhin unzumutbaren akademischen Betreuungsverhältnissen: Mehr als 100 Studierende kommen hier durchschnittlich auf eine Professur; in sehr großen Fächern wie der Germanistik oder der Geschichte sind es noch deutlich mehr. Ebenso inakzeptabel ist die daraus resultierende Studienabbrecherquote, die mit ca. 45 Prozent fast doppelt so hoch liegt wie im Durchschnitt aller anderen Fächer. Eine solche Lage ist nicht durch eine Aufstockung der Lehrdeputate, die zudem eine weitere Beschränkung der Forschung mit sich brächte, in den Griff zu bekommen.

Der Wissenschaftsrat hat hierauf in seinen „Empfehlungen zum demographiegerechten Ausbau der Hochschulen“ hingewiesen, die maßgeblich den im Juni 2007 verabschiedeten Hochschulpakt von Bund und Ländern initiiert haben. Es bedarf dringend einer besseren personellen Ausstattung der Hochschulen. Damit allein wäre es aber nicht getan. Notwendig ist überdies vielmehr eine Aufwertung der Lehre, ihrer Bedeutung für Personen und Institutionen und zugleich ihrer Qualität: Lehre muss als Aufgabe der Universität – wie die Forschung auch – wahrnehmbar und (symbolisch wie ökonomisch) honorierbar werden.

Ulrich Herbert hat in der Wochenzeitung „Die Zeit“ vom 30. August 2007 überzeugend die These vertreten, über die Zukunft der deutschen Geisteswissenschaften werde im Bereich der universitären Lehre entschieden. Als einen entscheidenden Schritt in Richtung einer solchen Aufwertung der Lehre sieht der Wissenschaftsrat die Schaffung eines neuen Professorentyps mit dem Schwerpunkt Lehre und die Etablierung eines dazu gehörigen Qualifikationsweges an. So paradox es klingen mag: Nur wenn verantwortungsbewusste Lösungen für die Herausforderung gefunden werden, einer wachsenden Anzahl von Studierenden eine niveauvolle Ausbildung durch qualifizierte Lehrende zu bieten, wird mittel- und langfristig Freiraum für geisteswissenschaftliche Forschung erhalten bleiben und entstehen können. Gelänge dies indes nicht, dann litten unweigerlich Ausbildung und Förderung des für die Forschung unentbehrlichen wissenschaftlichen Nachwuchses und

dann würde die Forschung schnell gegen den Vorwurf zu kämpfen haben, sie werde im Grunde auf Kosten der akademischen Lehre betrieben.

Handelt es sich bei den hohen Studierendenzahlen um ein für die Geisteswissenschaften spezifisches Phänomen, so ist die von Geisteswissenschaftlern vielfach beklagte Einführung von Leistungsindikatoren für die Forschung ein die Universität, ja das Wissenschaftssystem überhaupt betreffender Vorgang. Und dieser lässt sich übrigens leicht aus einem von Geisteswissenschaftlern in der Regel emphatisch verfochtenen Wert ableiten: der Einheit der Universität.

Wenn es diese Einheit weiter geben soll, dann bedarf es einer fachgebietsübergreifenden Bewertung der jeweils bearbeiteten Aufgaben und erbrachten Leistungen, ohne die nämlich eine rationale – und das heißt begründungspflichtige – Leitung der Universität als ganzer längst unmöglich wäre. Dies aber impliziert, dass sich einer so verstandenen Einheit der Universität kein Fachgebiet entziehen kann, indem es etwa postuliert, für die Bewertung seiner Leistungen keine Kriterien angeben zu können. Eine wie hier verstandene Einheit der Universität impliziert hingegen nicht, dass über alle Fächer hinweg identische Leistungskriterien und Bewertungsparameter anzulegen wären. Zum Freiraum der Geisteswissenschaften in den Universitäten gehört vielmehr das Recht, auf angemessenen fachspezifischen Bewertungskriterien bestehen zu dürfen; wobei dieses Recht nicht unabhängig von der Verpflichtung sein kann, für solche adäquaten Kriterien und Verfahren Empfehlungen zu geben.

Entsprechende Vorschläge zu erarbeiten und offensiv zu vertreten, ist eine zentrale Aufgabe der Geisteswissenschaften, für deren Bewältigung sowohl ihre Fachgesellschaften als auch die Fachkollegien der DFG geeignete Foren darstellen könnten. Der Wissenschaftsrat hat in seinen „Empfehlungen zur Entwicklung und Förderung der Geisteswissenschaften in Deutschland“ Anregungen für die Ausarbeitung entsprechender Kriterien gegeben. Insbesondere hat er die Etablierung und Anpassung publikationsbezogener Bewertungsverfahren empfohlen und dazu die Stärkung der Zeitschriften und die Erhöhung ihrer Selektivität für notwendig erachtet.

Eine an Leistungskriterien orientierte Mittelplanung in den Universitäten, so ist dem hinzuzufügen, darf allerdings nicht als blinder Mechanismus ablaufen. Sie setzt vielmehr einen strategischen Rahmen voraus, der ihre Ziele umreißt. Will eine Universität profilbildende Geisteswissenschaften besitzen – und dafür könnten auch ehrwürdige Traditionen ein guter Grund sein –, so bedarf es einer strategischen Grundsatzentscheidung, die langfristig tragfähig zu sein hat und nicht mit jedem gescheiterten Drittmittelprojekt wieder in Zweifel gezogen werden darf. Zur inhaltlichen Beschreibung solcher der Universität Profil gebenden und profilierten Geisteswissenschaften hat der Wissenschaftsrat die fünf Dimensionen 1. Sprachen / Texte, 2. Bilder / Musik / Theater, 3. Geschichte / Gesellschaft, 4. Erkenntnis / Ethik / Religion sowie 5. auf außereuropäische Bereiche bezogene Wissenschaften genannt, die jeweils systematisch und historisch breit abgedeckt sein sollten.

Arbeitsformen

Für „endliche, geschaffene Wesen“, so hat Friedrich Wilhelm Graf einmal konstatiert, sei „die Ressource Zeit knapper als die Ressource Geld“, und er hat damit gewiss keine anthropologische Differenz von Geisteswissenschaftlern und Naturwissenschaftlern behaupten wollen. Wohl aber hat er eine Differenz der Arbeitsformen in den Blick gerückt. Unverändert ist es nämlich so, dass die Individualität des einzelnen Geisteswissenschaftlers, sein intellektueller Denkstil, sein persönliches Archiv von Klängen, Bildern und Texten und seine individuelle (Aus-)Bildungsgeschichte in stärkerem Maße prägend für die wissenschaftliche Arbeit sind, als dies in den in geschlosseneren Paradigmen forschenden Naturwissenschaften der Fall ist. Jede Förderung der Geisteswissenschaften hat diesem Umstand Rechnung zu tragen; wo entsprechende Arbeitsformen zu ihrer höchsten Produktivität finden und welche Förderungsformen also für den notwendigen Freiraum sorgen, ist damit noch keineswegs entschieden.

In diesem Zusammenhang erlebte die Kritik an den größeren, kooperativen Förderungsformaten, zum Beispiel der DFG, in den vergangenen Jahren eine zweifelhafte

Konjunktur, indem diese Formate pauschal unter den Verdacht gestellt wurden, weniger innovativ zu sein, Originalität unwahrscheinlicher werden zu lassen und Risikofreude abzdämpfen. Kritiker der ‚großen Formate‘ monieren, mit den für kooperative Verfahren üblichen übergreifenden Themenstellungen werde ein Konsenszwang ausgeübt, der wissenschaftlichen Konformismus und intellektuelle Opportunität begünstige, wildes Denken und sperrige Ansätze hingegen abschleife. Als Wunschform wird dann typischerweise das wissenschaftliche Einzelvorhaben ins Spiel gebracht, in welchem Forschung frei von Konsenszwängen entworfen und durchgeführt werden könne. Das Gegenargument lautet, dass ein Einzelvorhaben jenen Freiraum, den es in seiner Unabhängigkeit von den Kohärenzzwängen eines übergreifenden Themenrahmens besitze, durch die detailgenauere Bewertung seitens der Gutachter leicht auch wieder verlieren könne: Gerade die flexibleren Rahmen kooperativer Förderungsformen seien jenen Freiraum zu erzeugen im Stande, in dem auf der Grundlage globalerer Gutachterurteile Neues erkundet werden könne.

Zwischen diesen beiden argumentativen Positionen soll hier nicht entschieden werden, und vermutlich handelt es sich ja auch um eine falsche Entgegensetzung. Zwei Schlussfolgerungen lassen sich indessen ziehen. *Erstens*: Mag die Art der Mechanismen, die an der Projektformung beteiligt sind, auch unterschiedlich sein, ihre Existenz als solche ist für jedes Antragsverfahren konstitutiv. Gerade daraus ergibt sich aber die besondere wissenschaftliche Bedeutung einer verlässlichen Grundausrüstung für die freie, unkonditionierte Entwicklung und Umsetzung von Forschungsideen. *Zweitens*: Es spricht alles dafür, auch für die Geisteswissenschaften sämtliche Formen der Forschungsförderung – von der individuellen Druckbeihilfe bis hin zum Exzellenzcluster – offen zu halten.

Ein anderer und von den Geisteswissenschaften erfolgreich beschrittener Weg besteht darin, neue Förderformate anzuregen, die den Eigenlogiken ihrer Forschungspraxen in besonderer Weise angemessen sind. Dazu gehören Förderprogramme wie das „Opus Magnum-Programm“ der VW-Stiftung oder die Kolleg-Forschergruppen der DFG oder

das vom BMBF ausgeschriebene Programm der internationalen Forschungskollegs, in dem die ersten drei Kollegs in Berlin (Freie Universität), Bochum und Weimar bereits eingerichtet wurden. Alle diese Programme konvergieren darin, dass sie die Durchführung oder den Abschluss individueller Forschungsprojekte fast ohne zusätzlichen administrativen Koordinierungsaufwand ermöglichen. Solche Verfahren versetzen Wissenschaftler in die Lage, sich auf Zeit vollständig auf die Forschung konzentrieren zu können, ohne dass außerhalb der Universität eine eigene Struktur geschaffen werden müsste, welche diese als Forschungsinstitution langfristig schwächen würde. Die Forschungsförderung kann auf derartigen Wegen übrigens eine stärkere Bindendifferenzierung der Universitäten unterstützen, indem sie es nahe legt, dort unterschiedliche Aufgaben zeitlich befristet und in variablen Proportionen wahrzunehmen.

Mehrsprachigkeit

In den Geisteswissenschaften sind Sprachen Produktionsmittel und in ihrer Unterschiedlichkeit und Unterschiedenheit zugleich eine wichtige Ressource wissenschaftlicher Erkenntnis. Das unterscheidet ihre Funktion dort von derjenigen in den Natur-, Bio- und Technikwissenschaften. Zu einigen jener Wissenschaften bestehen in dieser Hinsicht freilich eher graduelle Unterschiede, zu anderen eher tiefgreifende Differenzen, insofern sie sich der *mathesis universalis* bedienen und die natürliche Sprache im Wesentlichen als Medium der Präsentation anderweitig produzierten Wissens gebrauchen. Die Gelassenheit, mit welcher in solchen Wissenschaften das Englische als universales wissenschaftliches Kommunikationsmedium akzeptiert und verwendet wird, kann in den Geisteswissenschaften nicht geteilt werden: Für ihre wissenschaftliche Erkenntnis der Welt ist sprachliche Vielfalt eine unverzichtbare Ressource des wissenschaftlichen Komplexitätsaufbaus.

Sprachen können für sie nicht lediglich austauschbare Instrumente der Präsentation eines Wissens oder vorgängiger Erkenntnis sein, die immer auch in anderer Weise verfügbar wären. Besonders in den Geistes-, Kultur- und Sozialwissenschaften als den Formen der wissenschaftlichen Erkenntnis der kulturellen Welt – in abgestufter Weise

aber auch für die wissenschaftliche Erkenntnis der natürlichen Welt und für die technologische Weltgestaltung – sind Sprachen vielmehr in mannigfaltiger Hinsicht Instrumente der Erkenntnisproduktion selbst. Allein Vielfalt der Sprachen garantiert Diversität der intellektuellen Stile, Begriffsbildungsformen und Argumentationsduktus. Ohne diese Diversität wäre eine der Komplexität der natürlichen und der kulturellen Welt angemessene intellektuelle Dynamik wissenschaftlicher Erkenntnis und wissenschaftlicher Kommunikation nicht denkbar. Es ist daher genau so abwegig, wie es auch klingt, wenn immer häufiger für das natürliche Leben auf Pluralität (Biodiversität, genetische Vielfalt), für das wissenschaftskulturelle hingegen auf Monotonie gesetzt wird.

Auf diesem Sachverhalt zu bestehen, bedeutet selbstverständlich keineswegs, sich etwa gegen die Internationalisierung der Wissenschaften oder für ihren Verbleib in nationalen Sprachgrenzen aussprechen zu wollen. Über solche Provinzialisierung ist die Praxis von Forschung und Ausbildung auch in den Geisteswissenschaften längst hinaus: Weltweit durchgeführte Forschungsaufenthalte, Publikations- und Herausgeber-tätigkeit in internationalen Zeitschriften belegen das ebenso wie die selbstverständlich gewordenen Karrierestationen, sei es als Postdoktorand, sei es Hochschullehrer, im Ausland. Der notwendige Freiraum für die Geisteswissenschaften liegt vielmehr darin, darauf bestehen zu dürfen, dass für sie Internationalisierung nur im Modus der Mehrsprachigkeit und nicht durch Monolingualismus – sei es der englische, sei es ein anderer – zu haben ist.

Das hat übrigens höchst praktische Konsequenzen: Können geisteswissenschaftliche Forschungsanträge ohne intellektuellen Substanzverlust und das heißt ohne Qualitätsminderung ebenso gut in einer Fremd- wie in einer Muttersprache vorgelegt werden? Darf von geisteswissenschaftlichen Publikationen erwartet werden, dass ihr Autor sie in mehr als einer Sprache auf dem nämlichen Komplexitätsniveau zu formulieren vermag? Sprachvirtuosen, die so etwas können, sind eher die Ausnahme. Die vom Wissenschaftsrat als Ausweg empfohlene Verbesserung der Möglichkeiten professioneller Übersetzung ist dankenswerterweise von der VW-Stiftung

aufgegriffen worden. Sie eröffnet die Möglichkeit, herausragende deutschsprachige wissenschaftliche Arbeiten aller Fachrichtungen ins Englische oder in eine andere Weltsprache übersetzen zu lassen.

Nützlichkeit

Die öffentliche Debatte um die Nützlichkeit der Wissenschaften hat eine lange Geschichte. Wenn der Eindruck nicht täuscht, dann sind mit der wachsenden öffentlichen Wahrnehmung globaler ökonomischer Konkurrenzen der Staaten oder Staatengruppen seit den 1990er Jahren auch die Lasten für die Wissenschaften insgesamt gestiegen, ihren (volkswirtschaftlichen) Nutzen für das Gemeinwohl belegen zu sollen. Diese Last wird den Wissenschaften indes nicht einseitig aufgebürdet, sie wird vielmehr von ihnen auch selbst gesucht, indem sie sich Kosten-Nutzen-Kalküle zu Eigen machen und sich ihrerseits aktiv der Argumentation bedienen, allein Investitionen in die Wissenschaft könnten einer wissensbasierten Ökonomie langfristig die Basis sichern. An der Erzeugung des Erwartungsdrucks und des Verlangens der Gesellschaft nach Belegen für die in Aussicht gestellten Leistungen sind die Wissenschaften insofern aktiv beteiligt.

Worauf es allerdings im Folgenden mit Blick auf die Geisteswissenschaften ankommt, ist der Umstand, dass die in der beschriebenen Lage bestehenden Erwartungen die verschiedenen Wissenschaftsgebiete in prägnanter Asymmetrie adressieren. Den Naturwissenschaften, mehr noch der Biomedizin und am meisten sicherlich den Technikwissenschaften wird ökonomischer und damit gesellschaftlicher Nutzen pauschal unterstellt. Bemerkenswerterweise profitieren von dieser Unterstellung auch solche Forschungsfelder, die zwar in die entsprechenden Fächergruppen gehören, deren direkter Nutzen aber durchaus weniger deutlich ist.

Noch interessanter ist die Beobachtung, dass Natur-, Bio- und Technikwissenschaften in einer Weise als Wissenschaften verstanden werden, die es ihnen gestattet, von unmittelbaren Nützlichkeitserfordernissen bei Bedarf jederzeit auch absehen zu können, ohne dass dadurch der gesellschaftliche Wert ihrer Hypothesen, Entwürfe oder Prognosen über-

haupt beeinträchtigt würde. Vor solchen Geltungseinbußen schützt sie – und zwar durchaus mit Recht – die Wissenschaftlichkeit ihres Tuns, auf die man bei Bedarf ebenso abstellen kann wie zu anderer Zeit auf Nützlichkeit.

Einen vergleichbaren Status besitzen die Geisteswissenschaften in unserer Gesellschaft nicht: Weder genießen sie eine allgemeine Nützlichkeitsunterstellung, noch erfreuen sie sich selbstverständlicher Anerkennung, wenn sie unter Berufung auf ihren Wissenschaftsstatus von unmittelbaren Funktionalitäten dispensiert werden möchten. Indessen haben die Geisteswissenschaften, nachdem sie die über mehr als ein Jahrhundert hinweg beanspruchte (Allein)Zuständigkeit für gesellschaftliche Großprojekte wie Nation, Staat, Volk, Kultur oder Demokratisierung aufgegeben haben, inzwischen begonnen, ihre gesellschaftliche Funktion und Leistung neu und strukturell anders zu definieren. Sie besteht darin, komplexe Deutungsansprüche gegenüber allen Formen reduktionistischer Globalerklärung zu wahren. Die spezifischen und zentralen Aufgaben der Geistes- und Kulturwissenschaften, insbesondere auch der historisch-hermeneutischen Fächer, liegen dort, wo sie wissenschaftliches Wissen über die Gesellschaft, über die kulturelle Welt produzieren, ohne welches Wissen Weltauslegung und Weltgestaltung überhaupt nicht möglich wären.

Um es an einem Beispiel zu verdeutlichen: Die demographischen Probleme westlicher Gesellschaften sind selbstverständlich nicht hormoneller Natur, sondern verstehbar nur im Kontext der Individualisierung von Kulturmustern und Lebensstilen. Oder: Jener Entgrenzungsprozess, der einstweilen Globalisierung heißen mag, stellt den Universalitätsanspruch der aufklärerischen Grundrechte unter Kontingenzverdacht, ohne dass er doch von unserer Gesellschaft irgend aufgegeben werden könnte. Er muss also neu begründet und kommuniziert werden. Und an solchen Stellen liegen, wie auch immer vermittelt, die Funktionen und Leistungen der Geisteswissenschaften.

Über derartige im allgemeinen Sinne gesellschaftliche Funktionen hinaus mangelt es zudem nicht an Evidenzen für die unmittelbare ökonomische Relevanz der Geisteswissenschaften – von der Medienindustrie über

den Ausstellungstourismus bis hin zum Arbeitsmarkterfolg vor allem promovierter Geisteswissenschaftler auf breiter Front. Dieser erst entstehende Freiraum muss befestigt und verteidigt werden. Dies aber wird umso besser gelingen, je selbstbewusster die Geisteswissenschaften sich dabei als Wissenschaften unter Wissenschaften definieren und von Exklusivbegründungen zugleich absehen.

Im Übrigen tun alle Wissenschaften gut daran, gesellschaftlichen Rechenschaftspflichten zwar zu genügen, sich aber nicht Erwartungen kurzschlüssiger Nützlichkeit zu unterwerfen. Mögen die Wirkungen der Geisteswissenschaften auch teilweise vermittelt und in anderen Zeithorizonten beschreibbar sein als diejenigen der Natur- oder Technikwissenschaften: Dieser Unterschied ist jedenfalls geringer als jener, welcher zwischen den Wissenschaften auf der einen Seite und ihrer gesellschaftlichen Wirksamkeit auf der anderen besteht. Dass die Wissenschaften gesellschaftlich rechenschaftspflichtig sind, dies kann und darf – ganz unabhängig vom jeweiligen Wissenschaftsgebiet – keinesfalls heißen, jede Wissenschaftlerin und jeder Wissenschaftler habe solcher Rechenschaftspflicht jederzeit auch individuell und kontinuierlich nachzukommen. Wie sollte anders jenes riskante Denken, wie sollte jener Vorstoß nicht nur ins einstweilen Ungedachte, sondern auch ins bislang Undenkbare wahrscheinlich werden können, ohne welchen „Innovation“ bloß ein Plastikwort ist zur Neuvermarktung von Ladenhütern?

Dirk Klose

„Berliner Klassik“ – ein Projekt der Akademien der Wissenschaften

Nach der Niederlage der preußischen Armee gegen Napoleon bei Jena und

Auerstedt im Oktober 1806 schien Preußen am Ende zu sein. Zu offenkundig für jedermann war, dass das vom Sieger zutiefst gedemütigte, in seinem Territorium nahezu halbierte Land nur durch grundlegende Reformen wieder auf die Beine

kommen konnte. Und in der Tat erstaunt bis heute, mit welcher Energie diese in den folgenden Jahren eingeleitet wurden – mit einer Energie, die sich abseits der starren Systeme des Hofes und der Armee aufgestaut hatte, sei es in Staat und Verwaltung (Heinrich Friedrich Karl vom Stein/Karl August von Hardenberg), im Militärwesen (Gerhard von Scharnhorst/August Neidhardt von Gneisenau) oder im Bildungsbereich (Wilhelm von Humboldt).

„Als Poesie gut“ – unter diesem Titel hatte der Schriftsteller Günter de Bruyn im vergangenen Jahr ein umfangreiches Buch veröffentlicht, in dem er rund 50 „Schicksale aus Berlins Kunstpoche 1786 bis 1807“ – so der Untertitel – schilderte. Neben jenen von Johann Gottfried Schadow, Carl Gotthard Langhans, Friedrich Gilly, Wilhelm von Humboldt, Henriette Herz und Rahel Varnhagen beleuchtet de Bruyn zahlreiche weniger bekannte Biographien aus ganz unterschiedlichen Lebensbereichen. In der Summe zeigen

diese, in welcher ungewöhnlich intensiver Aufbruchstimmung sich die Stadt um die Jahrhundertwende befand und welche außerordentlichen kulturellen Leistungen diesem damals in Deutschland einzigartigen Milieu entsprangen.

Was der seit langem zur preußischen Kulturgeschichte arbeitende Schriftsteller gewissermaßen als „Einzelkämpfer“ mit großem Einfühlungsvermögen zusammengetragen hat, das versucht die Wissenschaft – ebenfalls in Berlin – nun schon seit mehreren Jahren systematisch zu erforschen. Seit dem Jahre 2003 gibt es an der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften (BBAW) das Projekt „Berliner Klassik. Eine Großstadtkultur um 1800“. Es soll Quellen und Archivalien zu eben dieser Zeit erschließen, vor allem aber in geschichtskritischer Absicht anschaulich machen, dass es um 1800 nicht nur ein herausragendes kulturelles Zentrum in Deutschland – Weimar – gegeben hat, sondern eben zwei, die natürlich teils ähnlich, teils aber auch ganz unterschiedlich strukturiert waren.

Angeregt hat das Projekt der Literaturwissenschaftler Conrad Wiedemann, Emeritus der Technischen Universität Berlin. Nach einer dreijährigen Vorbereitungsphase wurde das Vorhaben im Jahre 2003 formal institutionalisiert, und zwar als Langzeitprojekt der Union der Wissenschaftsakademien in Deutschland, in der alle sieben Akademien (Berlin, Düsseldorf, Göttingen, Heidelberg, Leipzig, Mainz und München) zusammengefasst sind. Derzeit arbeiten drei Wissenschaftler zu unterschiedlichen Themen; für weitere zehn Untersuchungen wurden Forschungsaufträge vergeben. Bis zum Jahr 2011 soll das Projekt laufen, möglicherweise sogar bis 2014.

Die genaue „Geburtsstunde“ des Vorhabens vermag Wiedemann gar nicht mehr genau zu nennen. Möglicherweise war es um das Jahr 1999, als die Feiern zum 250. Geburtstag Johann Wolfgang von Goethes für das wieder vereinte Deutschland auch so etwas wie eine Selbstvergewisserung seines klassischen, in Weimar repräsentierten Erbes wurden. Es war ja längst bekannt, welche große Anzahl geistreicher Persönlichkeiten und welche Fülle kultureller Einrichtungen die preußische Residenzstadt um 1800 beherr-

Dirk Klose

M.A., geboren 1941; Redakteur bei verschiedenen Zeitungen und Zeitschriften, zuletzt bis Februar 2006 Redakteur der Wochenzeitung „Das Parlament“ (verantwortlich für „Das Politische Buch“), Berliner Str. 68, 14169 Berlin
klose_dirk@web.de

bergte. Nirgends war die Zahl intelligenter Köpfe größer als hier, wovon ein kurzes Nachdenken zugleich überzeugt:

Gelehrte: die Brüder Wilhelm und Alexander von Humboldt, der Altertumswissenschaftler Reinhold Niebuhr, der Jurist Friedrich Carl von Savigny, der Gymnasialdirektor und Schulreformer Friedrich Gedike;

Politiker und Militärs: Heinrich Friedrich Carl Reichsfreiherr vom und zum Stein und Karl August Fürst von Hardenberg, August Neidhardt von Gneisenau, Gerhardt von Scharnhorst und Carl von Clausewitz;

Philosophen: Johann Gottlieb Fichte und Friedrich Schleiermacher;

Bildende Künstler: Johann Gottfried Schadow, Christian Daniel Rauch, Vater und Sohn Gilly, Carl Gotthard Langhans (Erbauer des Brandenburger Torres), Karl Friedrich Schinkel;

Schriftsteller: Karl Philipp Moritz, Ludwig Tieck, Wilhelm Wackenroder, Heinrich von Kleist, Achim von Arnim, E.T.A. Hoffmann;

Theater und Musik: August Wilhelm Iffland, Karl Friedrich Zelter, Johann Friedrich Reichardt;

Bedeutende Frauen: Henriette Herz, Rahel Levin-Varnhagen, Caroline von Humboldt, Bettina von Arnim, Königin Luise.

Sie alle sind längst keine Unbekannten mehr, über fast jede und jeden gibt es eine umfangreiche Literatur und sorgfältige Werkausgaben. Aber auffallend ist, so sagt Conrad Wiedemann, dass dies fast immer *Einzelforschung* geblieben ist, so wie auch Günter de Bruyns großes Buch die Personen eher aneinander reiht als dass Querverbindungen und Zusammenhänge sichtbar würden. Das aber sei doch der entscheidende Punkt: Die außerordentliche kulturelle Vielfalt, die Quantität von Personen, Ideen und Einrichtungen schlug ganz offensichtlich in *Qualität* um. Wiedemann: „Realiter ist das klassische Berlin das erste deutsche Versuchslabor urbaner Modernisierung.“ Anders gesagt: Im Berlin um 1800 zeigt sich die erste großstädtische Bürgerkultur in Deutschland.

Immer wieder müssen sich die Berliner Wissenschaftler die Frage gefallen lassen, ob es ihre Intention sei, Weimar und damit die Weimarer Klassik mit ihren großen Namen zu relativieren. Und ebenso beharrlich weisen sie diesen Verdacht immer wieder zurück. „Goethe ist konkurrenzlos“, sagt Wiedemann, „das ist gar keine Frage.“ Im Rechenschaftsbericht 2007 der Berliner Akademie, der dieser Tage erschienen ist, schreibt er dazu:

„Weimars soziokulturelle Einzigartigkeit verdankt sich zweifellos der Entscheidung Goethes, sein künstlerisches Schicksal nicht an eine der größeren Bürger- oder Residenzstädte des Reiches, sondern eines der landestypischen und politisch unbedeutenden Kleinfürstentümer zu binden (...) Alles weist darauf hin, dass Goethe der personellen und machtfernen Intimität der kleinen, dynastisch regierten Landschaft die größte kulturelle und moralische Kraft zugestand, die das in Auflösung begriffene Reich zu bieten hatte. An eine Rückzugsbewegung zu denken, wäre jedenfalls falsch. Zwar gleicht seine Weimars-Vision einem kulturellen Reservat, doch ist von Beginn an eine exemplarische Außenwirkung im Spiel. Ihren Höhepunkt erreichte sie in den nationalen und sogar europäischen Führungsansprüchen, die um 1800 vom klassischen Weimar und idealistischen Jena erhoben wurden. ... Es ging, wenigstens temporär, um nichts Geringeres als die Ersetzung des Staates durch die Kulturnation. Es zeigt aber auch, dass der Adressat dieser Vision nicht die Zivilgesellschaft, sondern eine sehr spezifische kulturelle Elite war, die sich ihrerseits in Weimar und Jena figuriert sah. Impulse für eine moderne Umbildung der Gesellschaft sind von dort jedenfalls kaum ausgegangen.“¹

Genau diese aber – Visionen für eine bürgerliche Zivilgesellschaft – seien von Berlin ausgegangen; keine weltbürgerliche Absicht habe dahinter gesteckt, sondern einfach die Tatsache, dass nach 1786, nach dem Tod Friedrich des II., das bis dahin gefesselte Emanzipationsbedürfnis der Berliner Intelligenz geradezu „explosionsartig“ freigesetzt worden sei. In der Tat gibt es zahlreiche Zeugnisse dafür, wie sehr das Regierungssys-

¹ Die Akademie am Gendarmenmarkt 2007, hrsg. von der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften, Berlin 2007, S. 112.

tem Friedrichs in dessen letzten Lebensjahren mehr und mehr erstarrte. Sein Nachfolger Friedrich Wilhelm II öffnete, ohne es wohl dezidiert gewollt zu haben, durch größere Liberalität die Schleusen für eine bis dahin gänzlich unbekannte bürgerliche Geselligkeit, die in den folgenden Jahrzehnten das Bild der Stadt prägte, die ihr Ideal in einer konsequenten Ich-Verwirklichung sah und in ihrer sozialen und intellektuellen Ausstrahlung nichts Vergleichbares hatte.

Nicht irgendwelche Animositäten gegenüber Weimar oder gar „Berliner Großmannsucht“ bestimmten also die Überlegungen zu diesem Projekt, sondern eben das Erstaunen, wie wenig die bekannten Einzelphänomene bisher *zusammengesehen* wurden. In der Vorbereitungsphase hatte sich Wiedemann mit zahlreichen Akademiemitgliedern aus anderen geistes- und sozialwissenschaftlichen Klassen beraten, um die „dem disziplinären Tunnelblick weitgehend verborgene Fülle synchroner innovativer Ideen und Experimente“ für die Forschung zu entdecken. Gleichsam als Fazit wird auf der Website der Akademie festgehalten:

„Da es markante ideen- und kunstgeschichtliche Gemeinsamkeiten zwischen Weimar und Berlin gibt, mussten die Kriterien der Berliner Anders- und Eigenwertigkeit zunächst aus dem Vergleich heraus entwickelt werden. Dabei traten in der Tat zwei völlig konträre Kulturtypologien zutage. Während die ‚Weimarer Klassik‘ sich nur am äußersten Rande der Zeitgeschichte bewegt, bleibt die ‚Berliner Klassik‘ getreu ihrer friderizianischen Vorgeschichte dramatisch in sie verwickelt. Während in Weimar ein kleiner, relativ homogener und immobiler Personenkreis in einem fast gesellschaftslosen Raum agiert, herrscht in Berlin das Stimmen- und Interessengewirr einer multiplen Kulturlandschaft. Während in Weimar ausschließlich das Medium Literatur und die integrative Gestaltungskraft einer Ausnahme Persönlichkeit (Goethe) bestimmend ist, sind in Berlin mehr oder minder alle Künste, Disziplinen, Stände und Geistesrichtungen der Zeit prominent vertreten und die traditionellen Grenzziehungen, nicht zuletzt die sozialen, weitgehend dispensiert. Weimar stellt sich somit als soziales Kunstgebilde (ein zusammengerufener MUSENHOF) und als Wunschbild einer machtschützten deutschen Provinzialkultur dar,

während Berlin aus der gewachsenen Tradition einer höfisch-bürgerlich-deutsch-französisch-jüdischen Aufklärung schöpfen kann und seine auffällig pragmatischen Emanzipationsentwürfe in Kunst, Wissenschaft und Politik im kulturkämpferischen Klima einer vitalen Stadtgesellschaft hervorbringt.“^P

Die Berliner Wissenschaftler ziehen daraus die Schlussfolgerung: „Berlin ist um 1800 eine genuine Parallele und Alternative zum Geist von Weimar/Jena, in vielem verwandt, in vielem konträr. Im Hinblick auf seine Institutionen und normenbildende Kraft (Universität, Salon, Kunst- und Wissenschaftsautonomie), seine praktizierte Toleranz, seine juden- und frauenemanzipatorischen Erfolge und seine experimentelle Kunstpraxis ist es zweifellos moderner.“^P

Welches könnten nun die soeben erwähnten „Ideen“, vor allem aber die konkreten „Experimente“ sein, die sich an dieser kulturellen Gemengelage festmachen lassen? Im Akademiiebericht werden als Beispiele genannt:

- der Philosoph (und Lessingfreund) Moses Mendelssohn für die beginnende Emanzipation der Juden in Berlin, was sich in den Salons oder besser: in den Personen der Henriette Herz und Rahel Levin-Varnhagens fortsetzt und am deutlichsten manifestiert. Der Schlusspunkt war dann das Gleichstellungsgesetz für die Juden von 1812.
- die Herleitung der bürgerlichen Selbstbestimmung aus der athenischen ‚polis‘, wie sie im Bildungsbereich von Wilhelm von Humboldt für ein humanistisches Gymnasium und 1810 in der Gründung der selbstbestimmten Berliner Universität verwirklicht und wie sie in der Bildenden Kunst durch Langhans’ und Schadows Umdeutung der höfischen in einen bürgerlichen Klassizismus (Brandenburger Tor, Prinzessinnenpaar) erreicht wurde;
- die Grundlegung der deutschen Romantik durch Ludwig Tieck (Geistergeschichten) und Wilhelm Wackenroder („Herzensergießungen“) schon ab 1793, was auch und gerade in einer Stadt, die in ihrer Verehrung der – klassischen – Dichtung Goethes und Schillers keine Grenzen kannte, möglich war;

^P www.berliner-klassik.de

^P Ebd.

- moderne Verfassungskonzepte wie das Allgemeine Preußische Landrecht von 1794 und später die Stein-Hardenbergischen Reformen (Aufhebung der Stände und Bauernbefreiung) sowie die Militärreformen von Scharnhorst und Gneisenau (allgemeine Wehrpflicht, Offizierslaufbahnen auch für Bürgerliche, Abschaffung der Prügelstrafe);

- Alexander von Humboldts wissenschaftliche Forschungsreisen nach Südamerika in weltbeschreibender und damit kosmopolitischer Absicht: eine Naturwissenschaft mit idealistischem Anspruch;

- die Herausbildung einer modernen Autonomieästhetik und eine Psychologisierung des Unbewussten durch den Schriftsteller Karl Philipp Moritz, der – nicht zuletzt durch das Editionsprojekt aller Moritz'schen Werke an der Akademie – inzwischen als einer der großen Autoren dieser Zeit wiederentdeckt worden ist;

- die radikalliberalen Salons der Henriette Herz und Rahel Levin Varnhagens als Beispiele einer neuen bürgerlichen Gesellschaftsform;

- Schleiermachers philosophische Neubegründung der Religion aus dem Gefühl kosmischer Unendlichkeit, ferner seine Begründung der modernen Hermeneutik;

- Ifflands Konzept eines deutschen Nationaltheaters für alle Schichten. Das Publikum „zog mit“, Theateraufführungen, aber auch Klatsch und Tratsch waren Themen der ganzen Stadt, was auch zur Folge hatte, dass die Zeitungen (Vossische, Haude- und Spenerische) viel stärker als früher auf das Theatergeschehen eingingen und – ein Novum in der deutschen Pressegeschichte – fast täglich (!) Theaterkritiken brachten;

- Anfänge einer bürgerlichen Konzertkultur durch die von Karl Friedrich Fasch gegründete und dann von Karl Friedrich Zelters endgültig etablierte Singakademie, die schon bald nach ihrer Gründung annähernd 200 Mitglieder aus allen Berliner Bevölkerungsschichten zählte;

- Niebuhrs Begründung der Historischen Schule aus dem Geist der Quellenkritik, womit die vielgerühmte preußische Alter-

tumsforschung ihren Anfang nahm. Die Antike war ohnehin schon durch Humboldts Reformen allgemeines Bildungsgut geworden, Berlin hatte sich zum sprichwörtlichen „Spree-Athen“ entwickelt.

- die bahnbrechende Begründung der vergleichenden Sprachwissenschaft durch den „alten“ Wilhelm von Humboldt, die besonders die Kulturen Vorder- und Südasiens den Europäern näherbrachte.

Wie sah die städtische Infrastruktur aus, die eine solch erstaunliche „Klassik“ hervorbrachte? Berlin hatte um 1800 knapp 200 000 Einwohner und stand damit an neunter Stelle in Europa. Größte Stadt war London mit über eine Million Einwohnern, gefolgt von Paris (580 000) und Neapel (440 000), dann Wien, St. Petersburg, Moskau, Amsterdam und Lissabon. Berlin bestand aus fünf Städten (Berlin, Cölln, Friedrichswerder, Dorotheenstadt, Friedrichstadt) und fünf Vorstädten (Königstadt, Spandauer-, Stralauer-, Köpenicker- und Rosenthaler Vorstadt). 85 Prozent der Bevölkerung waren Zivilpersonen, 15 Prozent Militärs.

Zu den wichtigsten kulturellen und sozialen Einrichtungen zählten die Akademie der Wissenschaften, die Akademie der Künste, ein Botanischer Garten (ab 1715), die Charité (ab 1710), eine Bergakademie (ab 1770), eine Tierarzneischule (ab 1790) und eine Bauakademie. Es gab fünf Gymnasien (Berlinisches Gymnasium zum Grauen Kloster, Französisches Gymnasium, Friedrich-Werdersches Gymnasium, Friedrich-Wilhelm-Gymnasium, Königlich Joachimsthalsches Gymnasium). Um 1800 war Berlin nach Leipzig die zweitgrößte Verlagsstadt: 27 Buchhändler, 20 Buchdrucker und 52 Buchbindereien, von denen die größten bis zu 90 Beschäftigte hatten, zeugen davon.

Der bedeutendste Wirtschaftszweig war die Textilherstellung und -verarbeitung, in der jeder achte erwachsene Berliner arbeitete. Ferner hatten Manufakturen für Metallwaren und Leder und die Königliche Porzellanmanufaktur große Bedeutung. Um 1800 waren ein Drittel aller Beschäftigten Kinder und Jugendliche. Die Niederlage Preußens gegen Napoleon und die folgende französische Besetzung bedeuteten für die Stadt eine wirt-

schaftliche Katastrophe; mit der Abtragung der Kriegskontributionen war sie bis 1861(!) belastet.

Bei dem Versuch, das Geschilderte zusammenzufassen, wird man gleichermaßen Aufklärung und Klassizismus, Romantik, Idealismus und erste Spuren von Biedermeier in einem anregenden Miteinander sehen können. Entsprechend der Intention, das Berliner Geschehen in Ergänzung und Abgrenzung zur Weimarer Klassik zu interpretieren, gründet das Vorhaben auf geisteswissenschaftlichen Disziplinen wie Philosophie, Literatur-, Theater- und Musikwissenschaft. Bisher wurden drei Forschungsprojekte zu den Themen „Nationaltheater“, „Geselliges Leben“ und „Geschmackspolitik“ eingerichtet. Ferner sind zehn Werkverträge vergeben worden, in denen teils Persönlichkeiten wie Carl Gottward Langhans, der Fabrikant und Architekt Louis Catel oder einige Minister unter Friedrich Wilhelm II. vorgestellt, teils bestimmte Sachthemen wie das Berliner Verlagswesen, Bibliographien und Zeitschriften oder die Protokolle der Akademie der Künste behandelt werden. Es sind vor allem archivalische Forschungsprojekte und Dokumentationen, die bislang eine Fülle von Quellen und Texten erschlossen und diese zum Teil nach jahrhundertelangem „Dornröschenschlaf“ wieder in die Erinnerung zurückgerufen haben.

Dabei will man ganz bewusst nicht im Elfenbeinturm geisteswissenschaftlicher Forschung bleiben. Das Projekt ist vielmehr als „*work in progress*“ angelegt; interessierte Wissenschaftler, ja überhaupt eine interessierte Öffentlichkeit sollen laufend über den Stand der Forschung informiert werden und Zugriff auf bisher Geleistetes erhalten. Dem dient die Website der Akademie (www.berliner-klassik.de), die inzwischen eine Fülle von Daten aufweist und ständig ergänzt wird. Deren wichtigste Angebote sollen kurz dargestellt werden.

Angebote der Website der Akademie „berliner-klassik“

Virtueller Stadtplan: Der Stadtplan „Virtuelles Berlin um 1800“ erschließt in Text und Bildern das Berlin der Zeit zwischen 1786 und 1815. Etwa 70 Orte, Objekte und Akteure werden vorgestellt mit ausführlicher Ob-

jektbeschreibung und entsprechendem Quellenverzeichnis. Das reicht von Einrichtungen der Wissenschaft, der Kultur, der Religionsgemeinschaften und der Freimaurerei über Straßen, Plätze und Brücken bis zu Schulen und Manufakturen.

Wer mit Hilfe dieses Stadtplans auch nur ein wenig durch die Stadt wandert, wird schnell erfahren, dass Berlin eine – wie es damals auch hieß – „Stadt der Fabrikation“ war. Die Manufakturen waren noch nicht an den Stadtrand verbannt, sondern lagen mitten in den Wohngegenden, ja in den vornehmsten Straßen wie der Leipziger Straße oder Unter den Linden. Direkt neben dem Brandenburger Tor befand sich eine Baumwollmanufaktur, und die damals berühmte musivische Stuckwarenfabrik war in der Leipziger Straße ansässig. In der Summe werden zehn Manufakturen (Eisen, Textil, Möbel, Porzellan) genannt, ferner sieben Plätze und mehrere Stadtpalais (die heute größtenteils nicht mehr stehen). Kaum eine andere Stadt wurde bislang in ihrem historischen Kern derart gründlich erschlossen.

Personendatenbank: Hierin sind rund 850 Personen aus allen beruflichen und gesellschaftlichen Bereichen aufgeführt, die damals Rang und Namen hatten. Viele geläufige Namen finden sich darunter, aber in der Mehrzahl – besonders in den Bereichen Schule, Handwerk und Manufaktur – sind es Personen, die heute kaum noch bekannt sind, aber im damaligen Berlin eine wichtige Rolle spielten. Zu etwa einem Siebtel der Namen finden sich, klickt man die entsprechende Anzeige an, ausführliche Erläuterungen: Lebenslauf, Arbeiten der Betreffenden und Arbeiten über diese sowie über ihre Bekanntschaft mit anderen Persönlichkeiten werden angeführt. Den Daten ist zu entnehmen, wie sehr die meisten im gesellschaftlichen Leben verwurzelt waren. Der Benutzer spürt, in welcher mühsamer Kleinarbeit alle Daten zusammengetragen wurden.

Bibliographiedatenbank: Diese Datenbank umfasst mehrere Tausend Autoren und Titel. Es sind sowohl dichterische, künstlerische und publizistische Arbeiten aus damaliger Zeit aufgeführt als auch Autoren *unserer* Zeit, die über eine bestimmte Persönlichkeit aus dem klassischen Berlin geschrieben haben (zum Beispiel Golo Mann über Friedrich

Gentz). Jedes zitierte Werk ist einzeln bibliographiert und als Primär- und Sekundärliteratur gekennzeichnet. Manche Autoren, gerade die heute kaum noch bekannten, haben ein außerordentlich langes Schriftenverzeichnis, was den Schluss zulässt, dass sie sich mit großer Verve in den ständig schwelenden Bildungs- und Literaturstreit gestürzt haben. Der Benutzer bekommt bei dieser umfangreichen, noch immer im Werden begriffenen Datenbank nicht nur einen Überblick über die blühende Publizistik in Berlin, sondern erhält auch erste Anhaltspunkte über heutige Forschungen.

Geselligkeitsdatenbank: Diese Rubrik umfasst den vielleicht anregendsten Teil des Projektes, gibt sie doch wieder, wie vielfältig das gesellige Leben in der preußischen Residenz war. Als Jean Paul Anfang 1801 in Berlin weilte, schrieb er pikiert an Karoline Herder nach Weimar: „Hier bleib ich nicht! Der Ton übertrifft an Unbefangenheit weit den Weimar’schen. Der Adel vermengt sich hier mit dem Bürger . . . Gelehrte, Juden, Offiziere, geheime Räte, Edelleute, kurz alles, was sich an anderen Orten – Weimar ausgenommen! – die Hälse bricht, fällt einander um diese, und lebt wenigstens freundlich an Tee- und Esstischen beisammen.“

In der Tat war es diese fast schrankenlose Geselligkeit, die Berlin auszeichnete. Die Salons, die Lese- und Tischgesellschaften, die Clubs und die Logen, von denen es mehrere Hundert gab, waren Orte zwanglosen Beisammenseins, in denen diskutiert wurde, in denen Dichterlesungen stattfanden und wissenschaftliche Vorträge gehalten wurden, um anschließend mitunter hitzig erörtert zu werden, wobei das *Argument*, nie der Stand dessen, der es vorbrachte, den Ausschlag gab. Die Salonieren Henriette Herz und Rahel Levin-Varnhagen gehören bis heute zu den bekanntesten und damals zweifellos beliebtesten Anbieterinnen; manche Vereinigungen bestanden jahrzehntelang, so die Gesellschaft der Freunde der Humanität von 1797 bis 1861, der berühmte Montagsclub gar von 1750 bis 1936. Die Gesellschaft der Freunde, die auf Nathan Mendelssohn und David Oppenheimer zurückging, wurde 1792 gegründet und erst in der NS-Zeit aufgelöst (1935); sie hatte um 1800 annähernd 200 Mitglieder. Der ebenfalls renommierten Christlich-deutschen Tischgesellschaft gehörten unter ande-

rem Iffland, Kleist, Schinkel und Schleiermacher an, was Rückschlüsse auf die Bandbreite der Interessen und Gespräche zulässt. Im Rahmen des Klassik-Projektes sind derzeit rund 80 Gesellschaften genannt; mit Sicherheit ist das noch nicht der endgültige Stand.

Theaterdatenbank: Auch diese Datenbank ist eine wahre Fundgrube zur deutschen Kultur um 1800. Das „Königliche Nationaltheater“ unter Iffland war um diese Zeit neben den Bühnen in Weimar und Wien das stilbildende Haus im deutschen Sprachraum. Die Datenbank umfasst das gesamte Repertoire von 1802 bis 1811; das große Haus am Gendarmenmarkt bediente jeden Geschmack, im Schauspiel vom ernststen Drama bis zur albernen Posse, in der Oper von Wolfgang Amadeus Mozarts und Christoph Willibald Glucks Werken bis zum heiteren Singspiel. Possen und Singspiele dominierten den Spielplan (was übrigens auch für das Weimarer Theater unter Goethes Leitung gilt), gleichwohl erreichten die höchsten Aufführungszahlen Mozarts „Zauberflöte“ und Friedrich Schillers neueste Dramen.

Die Datenbank erlaubt nicht nur die Suche nach einzelnen Werken, sondern ermöglicht auch die Recherche nach Autoren, Komponisten und Bearbeitern, nach Schauspielern, nach dem Genre und nach Rezensionen. Unter den Kritiken findet sich manch treffende Formulierung, etwa wenn 1803 einem Mimen einer „Kabale und Liebe“-Aufführung attestiert wird: „Sein Kostüm war besser als seine Darstellung“! Als am Vorabend der Doppelschlacht von Jena und Auerstedt Schillers „Jungfrau von Orleans“ aufgeführt wurde, schlugen in der „Haude-und Spenerischen-Zeitung“ die patriotischen Wogen hoch:

„Ein interessanteres Schauspiel als das alte, das auf der Bühne dargestellt wurde, bot das Publikum dar. Wichtige Nachrichten waren von unseren Brüdern im Felde angekommen. Jeder hatte dem Nachbar Neuigkeiten, Besorgnisse, Trostgründe, Hoffnungen, frohe Aussichten mitzuteilen. Die Aufmerksamkeit für die Bühnen zeigte sich nur dadurch, dass man jedem Vers, der einer patriotischen Deutung fähig war, applaudierte, und nicht selten bei Namen und Verse, die eine feindliche Idee vor die Seele riefen, pochte. Möchte man doch, bei der patriotischen Stimmung der Re-

sidenz, es zur bleibenden Sitte machen, dass jede bedeutende sichere Nachricht von der Armee gleich nach ihrer Ankunft der Versammlung im Schauspielhaus mitgeteilt wird.“

Schließlich sei noch eine Besonderheit erwähnt: Goethe hat sich bekanntlich sehr für die Berliner Theaterszene interessiert. So bat er seinen „Berliner Spion“ Karl Friedrich Zelter, er möge ihm alle Berliner Theaterzettel schicken, was der treue Freund über Jahre hinweg auch tat. Diese Zettel mit Angaben zu Datum und Darstellern sind erhalten geblieben und stellen eine wahre theaterhistorische Fundgrube dar. Sie können inzwischen alle in der Datenbank angesehen werden.

Leipziger Straße als Beispiel: Die drei genannten Datenbanken decken im Wesentlichen die Arbeitsgebiete der drei wissenschaftlichen Mitarbeiter ab. Inzwischen sind aber durch regelmäßige Colloquien, deren Beiträge ebenfalls abrufbar sind, durch eine auf zwölf Bände angewachsene wissenschaftliche Buchreihe und durch die schon erwähnten zehn Werkverträge zahlreiche weitere Themen erschlossen worden oder befinden sich in Bearbeitung. Welches Wissen dabei gehoben wird und welche neue Fragestellungen sich dann auftun, verdeutlicht ein Blick auf das Vorhaben „Leipziger Straße“. Der Bearbeiter ging gleichsam von Haus zu Haus, konnte anhand alter Adressbücher deren zum Teil sehr prominente Bewohner ermitteln und damit den Wohnungswechsel sowie Rang und Stand der Mieter oder Besitzer; ferner wurden Zahl und Art von Gewerbebetrieben eruiert, was zum Beispiel ergab, dass es in dieser „prächtigen Straße“ (Nicolai) 14 Fabriken und 13 Geschäfte („Handlungen“), sechs Gasthäuser und so unterschiedliche Einrichtungen wie „Schulanstalten“, Institute für Mädchen und eine Schlachtereie gab.

Ausblick

Das Einzelprojekt „Leipziger Straße“ ist ein Beispiel dafür, wie dieses geisteswissenschaftlich angelegte Forschungsprojekt durch seine inhärente Entwicklung allmählich über sich hinausweist und Disziplinen wie Wirtschaft, Soziologie und Demographie berührt. Wie anregend das Projekt „Berliner Klassik“ schon jetzt auf die unmittelbare Umgebung

wirkt, ist unter anderem daran erkennbar, dass sich an der BBAW mit ihren Einrichtungen in Berlin und Potsdam ein loses „Preußen-Berlin“-Zentrum gebildet hat, in dem die „Berliner Klassik“, Akademieprojekte zu den Humboldts, zu Karl Philipp Moritz und zu Schleiermacher sowie ein neues größeres Vorhaben, das unter dem Thema „Preußen als Kulturstaat“ die Geschichte der preußischen Kultusministerien und damit so große Namen wie Friedrich Althoff und Carl Heinrich Becker aufarbeiten will, vereint sind.

Wird sich die Bezeichnung „Berliner Klassik“ durchsetzen? Noch lässt sich diese Frage nicht beantworten – das Vorhaben ist einfach noch zu jung. Einige umfangreichere Arbeiten stehen kurz vor dem Abschluss; erst wenn sie veröffentlicht sind, dürfte ein größeres überregionales Echo zu erwarten sein. Berlin, das für so viele glückliche und böse Entwicklungen in der deutschen Geschichte seit 1870 steht, wird vielleicht nicht leicht mit dem Begriff „Klassik“ zu assoziieren sein; blickt man genauer auf die hier aufgegriffene kulturelle Glanzzeit der Stadt, die ja auch für ganz Deutschland nicht folgenlos war, so hat das Unterfangen der Berliner Wissenschaftler jedenfalls eine überaus reiche Materialbasis.

Die Verantwortlichen können einen prominenten Fürsprecher aus Weimar aufbieten. Goethe war nur einmal – im Mai 1778 – in Berlin; die Hektik der Stadt war ihm jedoch nicht geheuer (auch Schiller hat später ein Angebot des preußischen Königs abgelehnt, in Berlin sesshaft zu werden). Aber gleichwohl wollte Goethe über alles informiert sein, der treue Zelter tat sein Bestes. Kurz vor seinem Tod schrieb Goethe an den Bildhauer Christian Daniel Rauch, es gereiche ihm in mehr als einem Sinne zum Trost, Rauch wieder in Berlin zu wissen. „Ich lebe dort mehr, als ich sagen kann, und vergegenwärtige mir möglichst das mannigfache Große, was für die Königsstadt, für Preußen und für den ganzen Umfang der Kunst und Technik, der Wissenschaft und Geschäftsordnung geleistet und gegründet wird.“

APuZ

Nächste Ausgabe 47/2007 · 19. November 2007

Klimawandel

Sven Plöger

Wetter und Klima

Stefan Rahmstorf

Klimawandel – einige Fakten

Claudia Kemfert

Ökonomische Folgen des Klimawandels

Steffen Bauer · Carmen Richerzhagen

Nachholende Entwicklung und der Klimawandel

Dirk Notz

Arktis und Antarktis

Hans von Storch · Nico Stehr

Anpassung an den Klimawandel

Herausgegeben von
der Bundeszentrale
für politische Bildung
Adenauerallee 86
53113 Bonn.



Redaktion

Dr. Katharina Belwe
(verantwortlich für diese Ausgabe)
Dr. Hans-Georg Golz
Dr. Ludwig Watzal
Sabine Klingelhöfer

Redaktionelle Mitarbeit:
Johannes Piepenbrink (Volontär)

Telefon: (0 18 88) 5 15-0
oder (02 28) 9 95 15-0

Internet

www.bpb.de/apuz
apuz@bpb.de

Druck

Frankfurter Societäts-
Druckerei GmbH,
60268 Frankfurt am Main.

Vertrieb und Leserservice

- Nachbestellungen der Zeitschrift
Aus Politik und Zeitgeschichte
- Abonnementsbestellungen der
Wochenzeitung einschließlich
APuZ zum Preis von Euro 19,15
halbjährlich, Jahresvorzugspreis
Euro 34,90 einschließlich
Mehrwertsteuer; Kündigung
drei Wochen vor Ablauf
des Berechnungszeitraumes

Vertriebsabteilung der
Wochenzeitung *Das Parlament*
Frankenallee 71–81,
60327 Frankfurt am Main.
Telefon (0 69) 75 01-42 53
Telefax (0 69) 75 01-45 02
parlament@fsd.de

Die Veröffentlichungen
in *Aus Politik und Zeitgeschichte*
stellen keine Meinungsäußerung
der Herausgeberin dar; sie dienen
der Unterrichtung und Urteilsbildung.

Für Unterrichtszwecke dürfen
Kopien in Klassensatzstärke herge-
stellt werden.

ISSN 0479-611 X

Harald Welzer

3-6 **Die Verkürzung mentaler Bremswege**

Die Themen und Formate der Geistes- und Kulturwissenschaften erreichen jüngere Adressaten nicht mehr. Vor diesem Hintergrund werden Zukunftsthemen wie etwa die Klimaveränderung benannt. Es wird dafür plädiert, dass die Einzel-fächer mehr gesellschaftliche Verantwortung übernehmen.

Volker Gerhardt

6-14 **Die Einheit des Wissens**

Wissenschaft ist das größte einheitliche Vorhaben der Menschheit. Eine kategoriale Trennung nach dem Muster einer Unterscheidung zwischen Geist und Natur wird weder dem Charakter des Wissens noch dem der Wissenschaft gerecht. Die Gesellschaft braucht alle Disziplinen in zunehmend interdisziplinärer Kooperation.

Michael Klein · Ernst-Theodor Rietschel

15-21 **Schnittstellen zwischen Geistes- und Naturwissenschaften**

Wie die Geisteswissenschaften, so sind auch die Naturwissenschaften ein Produkt der Kultur. Menschliches Verhalten ist biologisch bedingt, die Ausprägung stellt jedoch eine Kulturleistung dar, so dass sich Schnittstellen, aber auch konfliktträchtige Überschneidungen von Geistes- und Naturwissenschaften ergeben.

Albrecht Koschorke

21-25 **Über die angebliche Krise der Geisteswissenschaften**

Die Geisteswissenschaften teilen einen Großteil ihrer Schwierigkeiten mit anwendungsfernen Wissenschaften in anderen Bereichen. Eine besondere Herausforderung stellt derzeit nicht die Missachtung, sondern die Überschätzung kultureller Faktoren in der gesellschaftlichen Wahrnehmung dar.

Peter Strohschneider

26-31 **Freiraum für Geisteswissenschaften**

Zu den strukturellen Voraussetzungen des Gelingens von Geisteswissenschaften gehören eine Verbesserung ihrer institutionellen Rahmenbedingungen, Vielfalt in der Förderung ihrer Arbeitsformen sowie Mehrsprachigkeit und gleichzeitig eine neue Reflexion auf ihre konstitutive gesellschaftliche Funktion.

Dirk Klose

32-38 **„Berliner Klassik“ – ein Projekt der Akademien der Wissenschaften**

In Deutschland gab es um 1800 zwei Klassik-Zentren: Während die Weimarer Klassik auf die kleine Residenz beschränkt war, ist die Berliner Klassik Beginn einer modernen bürgerlichen Kultur in Deutschland, deren stilbildende Folgen gar nicht zu überschätzen sind.